n e t z T E X T E

von

Christian Ertl

versalia.de

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Inhalt

Der Rollstuhlmann . . . 1
Franz Dorff . . . 2
Die Rechnung . . . 3
Aus der Bahn geworfen . . . 4
Ich muss sie töten! . . . 5
Reise, Reise . . . 6
Kitty, Kitty, Kitty . . . 7
Süsser Tod . . . 8
Wer bin ich? . . . 10
Adam und die kleine Fee . . . 11
Unfalltod . . . 13
Gerechtigkeit . . . 15
Jasons Paket . . . 17
Peter und der Bär . . . 20
Santa Grotto . . . 23
Kurzer Prozess . . . 26
Hausmeister Charlie auf dem Weg nach oben . . . 29
Der Würger von Green Day . . . 33
Die Sammlung . . . 38
Die Monster im Schrank . . . 42
Alter Mann, fröhlicher Mann . . . 47
Claires Teeparty . . . 52

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Der Rollstuhlmann

Tim und Michael sahen den Mann im Rollstuhl kommen. Sie saßen schon geraume Zeit wartend auf der Bank vor dem Spielplatz und wünschten sich den Rollstuhlmann herbei. Er war nett zu ihnen und versorgte sie mit billigem Bier und manchmal auch ein paar Zigaretten. Er war sehr darauf bedacht, das sich „seine Jungs“ immer schön brav um drei Uhr nachmittags am Spielplatz einfanden. Dafür, und für so manches andere, bekamen sie dann auch ihren Alkohol und wer wie diese Jungs Kinder sozialschmarotzender Eltern ist, der war froh um die tägliche Portion Realitätsverlust.
Tim stand auf und sagte zu Michael im Flüsterton: „Hat er dich schon mal angefasst?“ Michael nickte. „Er wollte, das ich ihn nach Hause begleite, aber ich habe mich nicht getraut. Er hat gedroht, mir nichts mehr zu geben. Ich glaube, er hat Probleme mit Steve gehabt.“ Tim fuhr herum und sah in mit aufgerissenen Augen an. Steve war Tims kleiner Bruder.
„Du wusstest es nicht?“ Der Rollstuhlmann war nur noch zwanzig Meter entfernt. Michael sprang auf, um Tim sofort am Arm zu packen und fragte noch mal. „Nein,“ flüsterte Tim in abgrundtiefem Hass mit glühendem Blick auf den Rollstuhlmann, „nein, nicht Steve.“
„Du wirst ihm nichts tun“, drohte Michael.
„Ich wünschte, er würde tot umfallen“, sagte Tim.
Das tat der Rollstuhlmann dann auch. Zehn Meter vor den beiden kippte er vornüber aus dem Rollstuhl, zuckte ein paar mal und verstarb grinsend mit Schaum vor dem Mund. Michael hielt seinen Freund immer noch am Arm fest.
„Warst du das?“ Michael bekam es jetzt mit der Angst zu tun.
„Nein.“ Tim drehte sich zu Michael und blickte ihm tief in die Augen. „Ich glaube nicht.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Franz Dorff

Es begab sich folgender merkwürdiger Zwischenfall:
Der zweite Bürgermeister eines kleinen bayerischen Dorfes kam auf die Idee, eine Partnerstadt zu finden. Und da die Bayern bekanntlich nicht kleckern, sondern klotzen, dachte sich der brave Mann mit dem Namen Franz Dorff: „Schreiben wir doch gleich mal die wirklich wichtigen Städte an.“ So kam es zustande, dass in verschiedenen Großstädten dieser Welt ein unscheinbarer Brief auf dem Schreibtisch (ein riesiges Mahagoni-Kaliber im Gegensatz zur IKEA-Platte unseres Herrn Dorff) der Bürgermeister landete und zumeist auch gleich wieder vom Tisch Richtung Papierkorb wanderte.
Nicht aber so in Paris. Da griff sich der Sekretär des Bürgermeisters also diesen Brief und auf dem Umschlag stand als Absender zu lesen: Franz Dorff, Zweiter Bürgermeister, 83112 Frasdorf. Und da der Sekretär dem Deutschen einigermaßen, aber nicht fehlerfrei, mächtig war, fing er sogleich damit an, den Brief für seinen Chef zu übersetzen. Lange Rede, kurzer Sinn: Der Bürgermeister von Paris bekam einen Brief, in dem deutlich zu lesen stand, das ein französischer (Franz) Platz (Dorf) in Deutschland eine Partnerschaft mit Paris eingehen möchte. Und da die Franzosen aufgrund der politischen Situation 2004 sich mit den Deutschen besser verstehen müssen als mit dem Rest der Welt (besonders den Amis), dachte auch der Pariser Bürgermeister: „Jetzt heißt es nicht kleckern, sondern klotzen. Wir müssen einen französischen Platz in Deutschland entsprechend beschenken!“
So kam es, dass einige Wochen später ein kleines bayrisches Dorf morgens auf dem Stadtplatz eine Lieferung aus Paris stehen hatte mit folgender Nachricht: „Damit ein für alle Mal geklärt ist, wen die Franzosen lieber mögen.“
So steht seit diesem Tage eine um einen Meter größere Version der Freiheitsstatue auf einer Frasdorfer Wiese.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Die Rechnung

Stewarts Blick war starr auf die Inschrift des Grabsteines gerichtet. Es war kurz nach 23 Uhr und der Friedhof war trotz des frisch gefallenen Schnees ein dunkler, fast schon unnatürlich düsterer Ort. Stewart zog den Kragen seiner Jacke hoch und versuchte, die altgewordenen, steinernen Finger im warmen Tief der Daunen-Fütterung zu verstecken.

Er jetzt bemerkte er den Schatten zu seiner Linken. Es war soweit. „Sie kommen spät“ sagte er zu dem Fremden, weiter den Blick auf die frisch aufgeschüttete Erde gerichtet, die seinen Bruder bedeckte.

„Ich komme nie zu spät.“

Natürlich, dachte Stewart. Er selbst schlich sich ja auch weit nach der Beerdigung wie ein streunender Köter auf den Friedhof. Und hatte er erwartet, alleine zu gehen? Nein.

„Er hat den Hals für mich hingehalten und ist ins Gefängnis gegangen. Damals, 1956. Aber das wissen sie ja.“ Der Fremde erwiderte nichts. „Aber wie er es letztendlich geschafft hatte, den Mörder meiner Frau zu finden, das wusste ich lange Jahre nicht.“ Stewart drehte sich zu dem Fremden. „Er hat es mir erst kurz vor seinem Tod erzählt. Sie haben ihm den Mörder gebracht und er hat ihn mir ausgehändigt. Und jetzt soll ich letztendlich doch die Rechnung begleichen.“

Der Fremde nickte.

„Ich wusste, nachdem er es mir erzählt hatte, das der Pakt nicht ihn betraf. Ich wusste nur nicht, wann sie kommen würden.“ Der Fremde drehte sich zu ihm. Stewart konnte kein Gesicht erkennen. „Eine Frage: Wird mein Tod so schmerzhaft wie seiner?“

Der Fremde nickte erneut und Stewart begann zu kreischen. Das amüsierte den Fremden und im nächsten Augenblick war es totenstill. Und leer. Keine Menschen-„Seele“ mehr auf dem Friedhof.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Aus der Bahn geworfen

Sam stand knietief in trockenem Pulverschnee. Die erbarmungslose Kälte sorgte dafür, das der Schnee nicht so nass war. Er stand irgendwo im Nirgendwo, denn der Schneefall, der ihm nahezu waagrecht gegen das Gesicht schlug, nahm ihm beinahe jede Sicht.
Sam versuchte sich zu orientieren. Weit hinter ihm (es kam ihm so vor, als wären es 1000 Meilen) stand sein Auto. Er konnte nur vermuten, wie viel Zeit vergangen war, seit er von dem Ford aufgebrochen war. Das ihm ausgerechnet hier der Sprit ausging, ärgerte ihn. Das letzte Dorf war 10 Meilen entfernt und er kannte zwar die Strecke, nachdem er sie ja schon ein paar mal befahren hatte, aber er konnte sich nur dunkel an einzelne Häuser erinnern. Bis zu seinem Zuhause waren es noch einige Meilen. Er musste also so schnell wie möglich Hilfe finden.
Noch während er darüber grübelte, in welche Richtung er jetzt gehen sollte, gab es plötzlich einen riesigen Ruck, der ihm den Boden unter den Füssen wegzog. Er schlug hart mit dem Kopf auf, und bevor er bewusstlos wurde, bemerkte er noch, das er gute fünf Meter wie von Geisterhand versetzt worden war. Oder hat sich die Erde ohne ihn um fünf Meter weiterbewegt?
Als Sam erwachte, war ihm sofort klar, das etwas ganz und gar nicht stimmte. Der Schneesturm war vorbei und er schleppte sich mit allergrößter Mühe zum nächsten Haus. Seltsam kam ihm dabei vor, das die Vögel ihn scheinbar gar nicht mehr bemerkten. Sie landeten so knapp neben seinen Füssen, das er glaubte, alle Vögel der Welt wären plötzlich zahm geworden. Er kam gar nicht auf die Idee, das sie ihn nicht mehr sahen.
Auch als er an der Tür des Hauses klopfte und niemand reagierte, trat er einfach ein. Mit Entsetzen musste er feststellen, das er für die Menschen im Haus unsichtbar war. Er konnte sogar durch sie hindurch gehen. Er war der Welt entrückt, aus der Bahn geworfen.
Susan war die Hausherrin. Sie stand gerne in der Küche, und hörte Radio, während sie sich um das Essen für ihre Männer kümmerte. Eines Tages gab es einen schweren Schneesturm und als der sich legte, da waren ihre Lieblingssender im Radio nur schwer zu verstehen. Also versuchte sie, einen anderen Kanal reinzudrehen. Sie staunte nicht schlecht, als sie mitten im Niemandsland des Rauschens zwischen den Sendern ein leises verzweifeltes „Hilfe, Miss“ vernahm.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Ich muss sie töten!

Charlie hob seinen Kopf und ließ den Blick durch die Küche schweifen. Samantha war da. Sie saß am Esstisch und war mit dem Abendessen beschäftigt. Er ging zu ihr und sie lächelte ihm ins Gesicht. Das waren die besonderen Momente, dachte sich Charlie, und genoss für den kurzen Augenblick ihre Aufmerksamkeit. Solche Situationen waren selten geworden, er war schon so lange mit ihr zusammen und wie in allen Beziehungen werden kostbare Momente seltener, aber intensiver. Er trank einen Schluck Wasser und beschloss, sich im Wohnzimmer nieder zu lassen. Bestimmt gab es was Aufregendes im Fernseher, dessen Geräusche die konstante Hintergrunduntermalung im kleinen Zwei-Zimmer-Appartement waren. Mitten in der Bewegung hielt er plötzlich inne. Da war etwas. Ein Zittern ging durch seinen Körper. Ein Gedanke machte sich breit und füllte seinen Kopf mit einem einzigen Satz: „ICH MUSS SIE TÖTEN!!“

Samantha war gerade dabei, den Lauch in Scheiben zu schneiden, als sie ein extrem ungutes Gefühl, einem kalten Lufthauch gleich, der sich an ihrem Nacken festsetzte, verspürte und instinktiv innehielt. Sie packte den Griff des Küchenmessers fester und drehte sich langsam um. Charlies Augen waren geweitet, blutunterlaufen und nur 20 cm von ihrem Kopf entfernt. Sie atmete aus, entspannte sich und wollte schon sagen, das er doch bitte solche Scherze unterlassen sollte, als er auf sie sprang. Sie konnte gerade noch hinter seinem Rücken erkennen, wie die Haustür aufging und Bert, ihr Freund, sich sofort auf Charlie stürzte, ihn von ihr runter riss und mit einem Topf vom Küchentisch bewusstlos schlug.

Ein paar Minuten später hatten beide ihren Schock erst einmal unter Kontrolle. „Was ist passiert“ fragte Bert. „Ich weiß es nicht. Er hat das noch nie gemacht.“ „Ich finde, wir sollten ihn zu Dr. Brown bringen. Er hat ihn doch erst letzte Woche untersucht und nichts Seltsames festgestellt. Ich bin mal auf seine Meinung nach diesem Vorfall gespannt.“ Bert packte Charlie und kurze Zeit später waren sie bei dem Arzt. Charlie kam auf dem Untersuchungstisch wieder zu Bewusstsein und der Doktor verabreichte ihm eine Spritze.

15 Minuten später brachte er Charlie zu den beiden ins Wartezimmer und erklärte ihnen, es gäbe keinen Grund zur Beunruhigung. Solche Vorfälle seien im Zusammenhang mit den momentan im Umlauf befindlichen Viren zu erklären und sein Zustand wird sich wieder normalisieren. Nachdem und vor allen Dingen, weil nichts passiert ist, beruhigte sich auch Samantha wieder und sie nahmen Charlie mit nach Hause.

Der Arzt wartete noch ein paar Minuten ab, dann griff er zum Telefonhörer und wählte eine sehr kurze Nummer. Es wurde sofort abgehoben.

„Hören Sie. Ich und die anderen Ärzte können dieses Phänomen bald nicht mehr unter Kontrolle bringen. Ich hatte gerade wieder einen hier. Der fünfzehnte in dieser Woche. Er ist wie die anderen während der Untersuchung zu sich gekommen und hat doch tatsächlich deutlich gesagt, dass er noch was zu erledigen hätte. So habe ich es zumindest verstanden.“ Es folgte eine kurze Pause, wobei der Arzt den Worten seines Gesprächspartners zunehmend beunruhigt lauschte. „Nein“, meinte Dr. Brown, „das Medikament schlägt bald nicht mehr an. Es ist ein weiterer Schritt in der Evolution und keine Regierung der Welt kann das verhindern.“ Er schlug den Hörer in die Gabel.

Samantha saß auf den Beifahrersitz, streichelte Charlie und sah beruhigt zu Bert. „Ich meine auch, dass der Tierarzt recht hat. Es ist bestimmt irgend ein Virus.“ Charlie richtete sich auf, knurrte kurz in sich hinein, leckte Samanthas Gesicht und plötzlich weiteten sich seine Augen. Ein Satz machte sich wieder in seinem Kopf breit und jedes mal, wenn er den Satz verstand, wurde er lauter und deutlicher: „ICH MUSS SIE TÖTEN!!“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Reise, Reise

Wäre ein Drachen aus dem Wald gekrochen oder ein Gnom mit einem Goldtopf unterm Arm durch das Bild, das sich Sara bot, gelaufen, dann hätte sie das nicht weiter verwundert. Der See lag inmitten eines nahezu undurchdringlichen Waldes und der Weg dahin war für sie und Erwin ein Abenteuer für sich, geprägt von unmenschlichen Mühen und Strapazen. Aber dieser Anblick eines glitzernden Juwels, eingebettet in herbstfarbenem Samt war fürs Erste Entschädigung genug.
„Ich würde sagen“ meinte Erwin, als er dem Blick seiner Freundin folgte und auch vom Zauber der Gegend endlich gefangen genommen wurde „wir haben eine ideale Stelle für unser Nachtlager gefunden.“ Ihr Blick war immer noch auf diese perfekte Idylle gerichtet. „Ja, es ist ideal. Wie weit ist es noch bis zur Höhle?“ Erwin lud den Rucksack ächzend von seiner Schulter „Ich würde sagen, noch ungefähr einen Tagesmarsch. Sag mal, wundert es dich nicht, das wir noch keinem begegnet sind?“ Sara konnte ihre Aufmerksamkeit endlich dem jungen Mann schenken. „Nein, ist ja nicht gerade ein All-Inclusive Urlaub, oder?“
Erwin musste schmunzeln. Natürlich nicht. Und wenn er es genau nahm, waren auch sie selber schon zwei zuviel in dieser unberührten Landschaft. Als Abenteuerurlauber war es nicht weiter verwunderlich, keinem Menschen über Tage hinweg zu begegnen. Aber hier, am anderen Ende der Welt, in dieser perfekten Umgebung, keine einzigen anderen Leute anzutreffen, machte ihn schon etwas nachdenklich. Heutzutage kann man als Individual-Tourist nie wirklich ganz alleine sein und dieser See und die Höhle dahinter waren seltene weiße Punkte auf der Landkarte dieses Inselreichs (oder eben auf den Karten der Abenteurer).
Als endlich die Schlafsäcke ausgelegt und der Grillplatz eingerichtet war, kuschelten sie in der warmen Abendsonne aneinander und genossen diese absolute Ruhe. Nicht einmal Flugzeuge waren zu sehen. Aber noch eigentümlicher kam ihnen vor, das nicht mal Tiere zu hören waren. Das letzte Vogelzwitschern lag schon einen Tag zurück, aber jetzt erst fiel es ihnen auf. „Seltsam“ meinte Sara „irgendwie ist hier alles perfekt, aber doch stimmt etwas nicht.“ „Ja, keine Tiere, keine Fische, keine Menschen.“ Erwin schaute sich beunruhigt um. „Ich habe noch nie einen so schönen Ort gesehen, aber gerade weil er so perfekt ist, verängstigt er mich auch.“ „Ich glaube“ lächelte sie ihn an „wir sind es einfach nur nicht gewohnt, in der heutigen Zeit einen so schönen Ort genießen zu können.“ „Mmh, ja, vielleicht hast du Recht, aber trotzdem, hier stimmt etwas nicht.“ „Ach Blödsinn.“ Sie gab ihm einen Knuff auf den Arm „Wirst schon nicht gleich von einem Waldgeist verschleppt werden.“
Sie genossen das Abendessen, löschten das Feuer, da es angenehm warm war (jetzt fiel Erwin auch auf, das die obligatorischen Mücken fehlten) und krochen in ihre Schlafsäcke. Sara hatte einen seit langer Zeit überfälligen tiefen, völlig entspannten Schlaf. Sie erwachte mit den ersten Sonnenstrahlen, blinzelte ein paar Mal und stellte zufrieden fest, das sie immer noch im Paradies war. Noch im Liegen schaute sie zu ihrem Freund rüber und schreckte hoch. Er war weg.
Nicht nur Erwin war weg. Auch sein Schlafsack und der Boden darunter. Da, wo letzte Nacht ihr Freund einschlief, war jetzt das Ufer des Sees. Für ihren Geschmack störten sie jetzt zwei Sachen: Nicht nur das Fehlen ihres Freundes beunruhigte sie. Nein, auch das der See plötzlich über Nacht so verdammt nahe an ihren Schlafplatz gerückt war, kam ihr äußerst seltsam vor. Und da fiel ihr noch etwas auf. Ihre Füße müssten eigentlich im Wasser baumeln, aber da, wo das untere Ende des Schlafsacks mitsamt ihren Füssen sein sollte, war der See und sonst nichts. Der See!!
Der See, schoss ihr durch die Gedanken, bevor der Schmerz einsetzte. Der See hat ihren Freund verschluckt, und das mit voller Absicht. Und als Nachspeise hat sich das Wasser auch noch ihre Füße gegönnt. Jetzt endlich musste sie vor Schmerzen aufschreien und gleich wieder verstummen, den mit Entsetzen beobachtete sie, wie in der Mitte des Sees irgendetwas knapp unter der Oberfläche eine Welle erzeugte, die auf sie zuraste und immer größer wurde. Sie begann erneut zu kreischen, versuchte verzweifelt, sich aufzurichten und weg vom Wasser zu kommen.
Sekunden später war es wieder still an diesem schönen Ort.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Kitty, Kitty, Kitty

Kitty war das, was man durchaus als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen konnte. Es gab, zumindest für ihre Begriffe oder die ihrer Opfer, keinen annähernd zutreffenderen Vergleich. Sie lebte in einem kleinen Dorf mit dreizehn Bauernhöfen und war unangefochten die Nummer Eins. Es war ein harter Kampf, dahin zu kommen, wo sie jetzt war, aber es hat sich gelohnt. Es gab nun mal kein geileres Gefühl als absolute Macht.

Kitty streunte Nacht für Nacht von Hof zu Hof und liebte es, ihre Terrorherrschaft immer wieder aufs Neue unter Beweis zu stellen. Sie suchte die Herausforderung und fand sie, zugegeben immer seltener, aber dafür um so dramatischer. Angefangen hat es mit ein paar Raufereien, die mitunter sogar noch freundlich und im Liebestaumel ihrer wilden Jugend ausgingen. Aber mit der Zeit entwickelte sich in ihrem Inneren ein Dämon, der Besessenheit von Macht suggerierte. Sie wurde zunehmend aggressiver und in ihrem Blick spiegelte sich der erste Anflug von Mordlust. Aber noch besser war: Je brutaler sie wurde und immer wieder als Sieger hervor ging, desto immuner wurde sie für Mitgefühl.

Sie vergaß nie ihren ersten Mord. Es war eine regnerische und stürmische Nacht und das war gut so. Denn nur in solchen Nächten trieben sich die wirklich harten Artgenossen durch die Gegend. Es war ein kurzer, aber gnadenloser Kampf. Ein Bursche, sie erfuhr seinen Namen Theodor erst Wochen später, hatte ihren Weg gekreuzt und das war absolut verboten. Keine Katze durfte das und alle wussten es. Diese und noch ein paar andere merkwürdige Regeln spiegelten ihren Wahnsinn wieder. Aber nun: Er hat die Regel missachtet und nun durfte er ihren Zorn spüren. Eine Vorliebe hatte sie lieben gelernt: Sie war immer darauf aus, zuerst die Augen ihrer Opfer auszukratzen. Das gab dem Machtgefühl noch das Sahnehäubchen der absoluten Überlegenheit. Aber genau so schnell, wie sie ihnen die Sicht nahm, raubte sie ihnen auch ihr Leben. Sie hatten jedes Recht darauf verwirkt.

Das war also Kittys Leben: Töten, um des Tötens Willen. Neben den Augen gab es noch weitere Knüller: Das Fell ausreißen, den Hals durchkratzen, damit ihre „Feinde“ langsam verbluteten, den Schwanz abbeißen oder auch die Füße abfressen. Nicht nur vor dem Blut und Fleisch machte sie keinen Halt, sie fing auch damit an, sich an kleinere Hunde heran zu wagen.

Thomas Burrow war in diesem Ort ein eher schüchterner kleiner Junge, der niemanden und nichts etwas zuleide tun konnte. Er liebte es, Blumen für seine Mutter zu pflücken und sie mit Gedichten zu überraschen. Seine Mitschüler in der dritten Klasse waren der Meinung, er sei nun wirklich das wahre Abbild eines Weicheis. Nun denn, es ergab sich an einem besonders schönen Spätsommerabend, das Thomas mit einem nur wirklich glücklichen Kindern vorbehaltenen unschuldigen Lächeln im Garten herumlief und von Kitty interessiert beobachtet wurde. Sie überlegte gerade, wie sie es wohl schaffen könnte, so ein Menschenkind zu erlegen, als sich ihr Blick traf. Thomas hielt inne und sein Lächeln schwand. Langsam ging er zurück ins Haus und bemerkte, das ihm die schwarze Katze folgte.

Kitty fiel auf, das ungewöhnlich viele andere Katzen ebenfalls vor Ort waren und dachte sich: „Na, die sind wohl darauf gespannt, ob ich den Schwanz vor so einem Kind einziehe. Ich werde sie eines Besseren belehren müssen.“

Sie trottete dem Jungen hinterher, durch die offene Terrassentür, nichtsahnend in Thomas` Falle: Ein Strick, den er an einem langen Stock um ihren Hals legte. Sie drehte schier durch und wehrte sich mit allen Mitteln, aber nach etwa einer Stunde lag sie erschöpft in der Kinderzimmerecke und beobachtete mit ungläubigem Blick ihr „Opfer“. Thomas war sich nun sicher, das die Katze keinen Ärger mehr machen würde und lächelte sie an.

„Ich glaube, ich werde später mal Tierarzt“ sagte er zu Kitty, während er vor ihr ein Täschchen öffnete mit nichts weiter darin als einem etwas größeren Küchenmesser und einer verrosteten Schere. Er nahm die Schere zur Hand, schnippte ein paar Mal und ein irrer Blick legte sich auf sein Gesicht, den sie nur all zu gut kannte: Macht.

Er beugte sich zu ihr hinüber, legte mit der Schere an ihrem Schwanz an und flüsterte leise: „Kitty, Kitty, Kitty.“

Das letzte, was Kitty sah, bevor Thomas ihre Augen bei lebendigem Leib herausoperierte, war eine ganze Ansammlung von Nachbarskatzen auf dem Fensterbrett vor Thomas Zimmer. Und ALLE hatten den gleichen Blick wie Thomas.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Süsser Tod

Dave Andrews Lebensweg war zu Ende. Er hatte ein letztes Bad genommen, sich ein letztes Mal rasiert, ein letztes Mal die Zähne geputzt. Er hatte ein letztes Gericht und schaute zum letzten Mal in den Spiegel. Das Gesicht, das er sah, war eine versteinerte Mine: alt, ausgelaugt, dem Verfall der Zeit, der endlos scheinenden Zeit, ausgesetzt. Es ist ein Gesicht, gezeichnet von kaltblütigen, mordenden Augen und geständigen, bereuenden Falten. „Ich habe das verdient und bin glücklich darüber, das es nun endlich so weit ist“ sagte er dem Spiegelbild.

Die kleine Klappe zur Zellentür wurde geöffnet. „Dave Andrews!“ Das war Joe Marvin, sein Aufseher im Todestrakt des Staatsgefängnisses von Texas. Joes Stimme war ihm ein vertrauter Begleiter in den letzten Jahren (wie viele es genau waren, konnte er nicht mehr mit Bestimmtheit sagen) geworden. Aber heute hatte sie nicht den einfühlsamen, sondern den „offiziellen“ Klang. Und damit war Dave klar, das nun auch Joes Stimme zu den Dingen gehört, die er ein letztes Mal genießen durfte. „Dave Andrews, gehen sie zur hinteren Zellenwand und stellen sie sich mit dem Gesicht und den Händen an der Wand breitbeinig hin. Bitte verharren sie in dieser Position. Eine Bewegung und wir müssen entsprechende Mittel ergreifen.“ Dave hatte sowieso nicht vor, sich zu wehren. Er hörte den schweren Schlüssel im Schloss drehen und mehrere, mindestens drei, schätzte er, Paar Füße in die Zelle strömen. Sofort wurden ihm die Hände auf den Rücken gerissen und diese, sowie die Füße mit schweren Ketten gefesselt. Auch wenn es nur einen Anflug von Chance auf Flucht gegeben hätte, Dave wäre mental gar nicht mehr in der Lage, sich ein Leben draußen vorstellen zu können. Er wollte sterben! Das war es ja auch, was die Todesstrafe so hart und gleichzeitig so gütig machte. Die endlose Zeit der Isolation und die ständige Angst in den ersten Jahren, es wäre jetzt endlich so weit, treibt einen in den Wahnsinn. Irgendwann dann ist es einem gleichgültig und im Endstadium sehnt man sie nur noch herbei. Zumindest war das bei Dave so. Nein, er war glücklich, das nun endlich sein letzter Gang bevorstand. Die nun folgende Prozedur würde die Todesstrafe VOLLENDEN, nicht AUSFÜHREN.

Er wurde, begleitet vom Gemurmel eines Geistlichen, in das Hinrichtungszimmer geführt. All dies hatte er sich tausend mal in Gedanken vorgestellt, so das ihm jetzt alles wie ein Schauspiel vorkam. Es war, als würde er sich selbst bei seiner eigenen Exekution von außen beobachten. Das war die Endstation, begleitet von beinahe absoluter Gleichgültigkeit.

Er beobachtete interessiert, wie er auf die Liege geschnallt wurde. Er nahm am Rande wahr, wie an beiden Armen Injektionsnadeln eingeführt wurden. Er verspürte die erste Lösung, bestehend aus Kochsalz, damit das Gift anschließend ungehindert seinen Weg finden könne. Er sah aus den Augenwinkeln, wie Vorhänge zurück gezogen wurden. Er würde nicht in irgendwelche Gesichter blicken. Nein, das waren Gesichter der Vergangenheit. Er hatte beschlossen, einsam zu sterben, so einsam, wie er die letzten Jahre zugebracht hatte.

Und endlich war es soweit: Er verneinte seine letzten Worte, die er noch an alle hätte richten dürfen. Das letzte, was er bemerkte, war das Betäubungsmittel. Dann war es dunkel. Lange Zeit. Dave schlief. Und Dave erwachte.

Er richtete sich auf und stellte fest, das er immer noch auf der Liege lag, aber die Injektionsnadeln waren wieder entfernt worden. Er war nicht mehr angeschnallt, aber wieder in einer Zelle. Diese Zelle war anders als seine Todeskammer. Sie war dunkler und älter. Er meinte fast, er könne spüren, das er nun wesentlich tiefer unter der Erde war als die Jahre zuvor (da ahnte er wenigstens noch den Himmel und die Sonne). Und er stellte schmerzhaft fest, nachdem er sich ordentlich in den Arm gezwickt hatte, das er nicht tot war. Was sollte das?

Die Tür wurde aufgerissen („NICHT VERSCHLOSSEN“ dachte Dave noch verwundert) und mehrere Männer kamen herein, hoben ihn unsanft von der Liege und drückten ihn an die Wand. Er sah, wie hinter ihnen ein drahtiger, bleicher, älterer Mann die Zelle betrat. „Dave Andrews, sie wurden zum Tode verurteilt.“ Dave bemerkte einen Anflug von Grinsen auf den Lippen des Alten. „Und sie wurden hingerichtet. Aber der Staat Texas sieht für die Todesstrafe, sagen wir mal, resolutere Mittel vor, als die Öffentlichkeit wissen dürfte.“ Der Alte kam Dave jetzt sehr nahe. Er konnte den säuerlichen Atem riechen. „Dave Andrews, gemäß den Verordnungen des Staates Texas sind sie offiziell für tot erklärt worden. Aber sie dürfen ab dem heutigen Tage noch genau zwanzig Jahre leben. Und wenn ich hinzufügen darf: Zwanzig Jahre sterben.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Der Alte fuhr herum und befahl den anderen: „Bringt ihn in seine Kammer.“ Die Männer zerrten Dave aus der Zelle, und während er durch eine Art Verlies geschleppt wurde, begann der Alte hinter ihm zu plaudern. „Sie werden sich sicher wundern, warum sie noch nicht tot sind. Nun, wir sind der Meinung, ein zum Tode Verurteilter sollte nicht einfach so sterben. Es war schon immer das Bestreben einiger, ich meine, kluger Leute, die richtigen Mittel zu finden, um den Tätern ihre Taten, sagen wir mal, korrekt zu vermitteln.“ Dave bemerkte jetzt erst das Kreischen und Schreien aus den Kammern, an denen er vorbeigezerrt wurde. Der Alte fuhr fort „Aber da sich nun mal der Mensch im öffentlichen Leben als human und gesellschaftlich angepasst geben muss, sind die Mittel, die zur Tötung Verurteilter vorgeschlagen wurden, allesamt aufgrund ihrer Grausamkeit abgelehnt worden. Aber,“ Dave sah wieder das Gesicht und das Grinsen des Alten vor sich „es gibt nun mal Mittel und Wege, Forderungen durchzusetzen, und deshalb wurde inoffiziell beschlossen, Täter wie Sie, lieber Mr. Andrews, korrekt zu bestrafen.“

Dave wurde in eine Kammer gezerrt und an eine Art aufrecht stehendes Bettgestell festgebunden. Einer der Männer zog ihm die Hose runter, packte seine Genitalien und schnallte diese auf einem Bock fest. Der Alte sprach nun mit ernster Stimme „Mr. Andrews, gemäß der Verordnungen von Texas sind sie zum Tode durch Folterung verurteilt. Die Dauer der Folter wird auf zwanzig Jahre festgesetzt. Da ihre Tat eine Vergewaltigung mit Todesfolge war, wird die erste Handlung eine Amputation ihrer Geschlechtsteile sein. Vorgenommen wird die Entfernung ihrer Organe von einem Dobermann. Wenn diese Wunde verheilt ist, werden nächste Schritte eingeleitet.“ Die Männer und der Alte entfernten sich aus der Kammer, verschlossen diese und stellten sich hinter eine Glaswand. Daraufhin wurde eine Klappe geöffnet und ein riesiger, schwarzer Hund betrat die Kammer und bewegte sich zielstrebig auf die präsentierten Genitalien zu.

Der Alte genoss den Horror in den Augen seines „Neuzugangs“. Kurz, bevor das Schreien und damit die wirkliche Strafe für Daves Taten einsetzten, erkannte der Alte die Wahrheit im Blick des Verurteilten: Der eigentliche Teufel ist der Mensch und seine Hölle ist auf Erden!

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Wer bin ich?

Er erwachte inmitten eines Chaos aus umgeworfenen Möbeln und Scherben aus Geschirr. Er lag in der Küche und konnte sich an nichts erinnern. Völlig benebelt richtete er sich auf und sah sich um. Verschiedene Splitter hatten sich in seinen Körper gebohrt, also ist er wohl hart aufgeschlagen. Es hat auch einen Kampf gegeben, denn er spürte überall Beulen und Verstauchungen. Tiefblau verfärbte Körperstellen zeugten von üblen Schlägen. Aber viel schlimmer war momentan das Fehlen jeglicher Erinnerung.
„Gegen wen habe ich gekämpft? Warum wurde ich nicht getötet? Wer bin ich?“ Er schüttelte den Kopf und versuchte seine Gedanken zu ordnen. Vergeblich versuchte er, sich an seinen Namen zu erinnern. „Was soll das? Ich habe keinerlei Erinnerung mehr? Was ist geschehen?“
Noch mal ließ er den Blick durch die Küche schweifen. Überall ein absolutes Durcheinander, und inmitten der Trümmer sah er plötzlich eine Blutspur, die vom Wohnzimmer zu ihm führte. Es waren seine roten Spuren, aber nicht sein Blut. Sofort kam ein überwältigendes Übelkeitsgefühl hoch und er erbrach sich.
„Das ist nicht mein Blut. Wessen Blut habe ich durch die Wohnung verteilt. Was habe ich getan? Verdammt noch mal, wo sind meine Erinnerungen?“
Er taumelte, immer noch völlig benommen, in das ebenfalls völlig verwüstete Wohnzimmer und folgte der Blutspur. Sie endete nach dem Flur vor der halb offenen Badezimmertür. Die Blutspur wurde hier zu einer Fläche, die den ganzen Fußboden ausfüllte. Es war schon leicht angetrocknet, was ihm sagte, das er wohl mehrere Stunden in der Küche gelegen hatte. Was wird ihn hinter der Tür erwarten?
„Wer bin ich?“ Dieser Satz ließ ihn nicht mehr los. „Und was mache ich hier? Habe ich jemanden getötet? Warum kann ich mich an nichts mehr erinnern? Wo ist mein Leben?“ Es kam ihm vor, als sei er eben erst aus einem endlosen Traum erwacht.
Da hämmerte es plötzlich an die Haustür. „Misses Devon? Hallo? Ich bin es noch mal, hallo?“ Wieder ein Hämmern. Er starrte wie gelähmt auf die Türklinke, die ein paar mal heftig gerüttelt wurde. Und wieder Klopfen. „Misses Devon! Hallo!“ Er hörte, wie draußen ein paar Stimmen flüsterten. Dann ein Schlag und ein Riss in der Tür. Jemand hatte angefangen, die Tür einzureißen. Mit einer Axt! Was sollte er tun? Er schaute zur Badezimmertür. Er musste wissen, wer darin war. Aber wenn diese Leute ihn so sahen, wie überall an seinem Körper fremdes Blut klebte, dann war es vorbei. Wieder ein Schlag. Ein Stück Holz flog von der Tür vor seine Füße. Panik kam hoch. Er musste in das Badezimmer. Er spürte seinen Schweiß überall aus den Poren treten.
Er öffnete die Badezimmertür, als der Lauf eines Gewehres durch die Haustür gesteckt wurde. Er sah Samantha im Bad liegen, völlig zerfetzt, den Kopf vom Rumpf gebissen, kurz bevor ihn ein Schuss am linken Vorderlauf traf. „Ich habe meine Liebste getötet. Ich habe mein Leben ihr hingegeben und ich habe sie getötet. Aber wer bin ich?“ Er drehte sich zur Haustür, die soeben aufflog und sah sich zwei Männern in Uniform gegenüber. Beide hielten ihre Waffen auf ihn gerichtet und warnten ihn kein einziges Mal, bevor sie ihm den Schädel mit fünf Schüssen durchsiebten.
Officer Black hielt immer noch mit entsetztem Blick die Waffe auf das tote Tier, einen Schäferhund, blutüberströmt. Sein Kollege, Dan Rendings, ließ seine 38er langsam sinken und flüsterte Black etwas ins Ohr, auf das er keine Antwort erhielt und über das nie wieder gesprochen wurde:
„Hast du ihn auch reden gehört? Hast du auch gehört, wie er sagte: Wer bin ich?“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Adam und die kleine Fee

Es war einmal ein Typ auf einer kleinen Insel mit einer riesigen Kiste Kokain. Adam hieß der brave Mann und was ihn auf die Insel verschlagen hatte, wusste und interessierte ihn auch nicht. Auch hatte er in den manchen wachen Momenten nicht den blassesten Schimmer, wo diese verdammte Insel denn genau lag. Manchmal, in den Kokspausen, ging er mühselig um die kleine Insel und stellte fest, das sich nichts, aber auch gar nichts veränderte. Wenn er mal Durst hatte, so trank er von einer kleinen Quelle auf dem kleinen Berg. Wenn er mal Hunger hatte, so gab es Obst oder Obst oder Obst.
Aber im Großen und Ganzen konnte er mit den Entbehrungen leben, denn überraschenderweise ging der Koksvorrat niemals zuneige und das war das, was zählte.
Das war Adams Leben bis zu dem Tag, an dem er zuerst dachte, jetzt würden endlich die berühmten Hallos einsetzen. Grinsend und mit halb geschlossenen Augen beobachtete er den kleinen Punkt am Horizont, der sich stetig auf ihn zu bewegte, aber kaum größer wurde. Des Rätsels Lösung (er war kaum überrascht) war eine kleine Fee mit einem freundlichen Lächeln?
„Hallo, Adam."
„Hallo, kleine Fee." Hätte er keine Ohren gehabt, würde er jetzt rund rum grinsen. „Woher kennst du meinen Namen."
„Oh, ich weiß so Einiges. Und ich werde dir auch einiges erzählen. Aber zuerst sollte ich dir sagen, weshalb ich hier bin."
„Na, ich bin ganz Ohr" sprach er, während er sich nieder setzte und fasziniert das bunte Schwirren ihrer klitzekleinen Flügel bestaunte.
„Nun, du weißt, ich bin eine Fee."
„Ja" lächelte er.
„Und eine Fee verspricht dir was?"
„Drei Wünsche."
„Nun denn, dann weißt du ja Bescheid." Sie schwirrte jetzt genau vor seinen Füßen und setzte sich auch auf einen kleinen Stein. „Aber eines musst du wissen. Du bist der letzte Mensch auf dieser Erde. Alle anderen sind tot. Durch Krieg und Maschinen vernichtet worden."
Sein Lächeln schwand.
„Nun, Adam, was ist nun dein erster Wunsch."
„Whoa," er riss die Arme hoch und gestikulierte, sie solle kurz mal ruhig sein „Moment, kleine Fee, darüber muss ich erst mal nachdenken." Sprachs und schaufelte sich eine Line Koks hinterher.
Nach mehreren Stunden „scharfen" Nachdenkens kam ihm die geniale Idee. Er ging zur Fee zurück, setzte sich ihr gegenüber wieder auf den Stein und wollte schon loslegen, als ihn die Fee unterbrach.
„Noch eines musst du wissen: Wenn einer deiner Wünsche ewiges Leben sein sollte, so kann ich dir den Wunsch danach erst nach 1.000.000 Jahren erfüllen."
„Ok." Adam verstand, er war ja nicht blöd, also vertauschte er einfach die ersten beiden Wünsche. „Pass auf, Fee. Als erstes wünsche ich mir so ein junges Mädel. Weißt schon, eine Art Eva. Also, sie soll schon megageil sein und vor allen Dingen nach vier oder fünf Kindern immer noch ansehnlich. Weißt du, ich mach jetzt auf Bibelgeschichte. Schließlich" er riss lachend und triumphierend die Arme in die Höhe „bin ich ja Adam."
Die Fee lächelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen kaum hörbar und kawumm: Da stand Eva. Das sah Adam mit Zufriedenheit, aber er konnte sich kaum bremsen und verlangte sogleich seinen zweiten Wunsch: „Ok, Fee. Jetzt weist du ja was kommt."
„Reichtum?"
„Nö, nicht in dieser Welt." Das war der erste halbwegs kluge Satz von Adam seit langer, langer Zeit.
„Nein, ich möchte unsterblich sein. Der Rest, also Reichtum und so, kann ich mir ja dann selber erfüllen."
Die Fee lächelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen wieder kaum hörbar und kawumm: Die Fee war weg und Adam unsterblich. Das stellte er aber erst nach so ca. 100 Jahren fest, da er sonst ja irgendwann eines natürlichen Todes hätte sterben müssen.
Na, und was dann kam, steht in so ziemlich jedem Lexikon (und anfangs in der Bibel). Adam und Eva legten los und bekamen eine ganze Horde Kinder. Die bekamen auch Kinder, die wiederum auch und so weiter und so weiter. Sie breiteten sich auf der Erde aus und wurden zu einer neuen Zivilisation.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Bla, bla, bla... eines Tages, so nach ungefähr ner Million Jahren, stellte Adam einiges fest:
1. Seit knapp einer Million Jahren kann er nicht sterben und das kotzt ihn tierisch an. Vor allen Dingen, weil alle, die er irgendwann mal lieb gewinnt, sterben können.
2. Die Menschen haben nicht lange gebraucht, sich gegenseitig erneut die Schädel einzuschlagen und sich mit immer stärkeren Waffen zu bekämpfen. Und auch wenn er gewollt hätte, irgendwann kam er zu der Überzeugung, es war unmöglich und ein der Menschheit vorbestimmter Weg.
3. Und unmittelbar jetzt fiel ihm auf, das gerade ein paar Atombomben um ihm herum in die Luft gingen und der ganze Erdball komisch zu schimmern anfing und, ach ja, alle anderen außer er verbrannten.
Und wie sollte es anders sein, just in diesem Moment? Genau, kawumm, da war sie wieder: Die Fee.
Er schaute ihr ins Gesicht und lächelte gar nicht mehr.
„Aber Adam, was ist denn, bist du denn nicht glücklich?“
„Tja, schau dich mal um.“
Hinter ihm stieg gerade ein Atompilz in die oberen Luftschichten.
„Ich würde sagen, es wird wohl Zeit für deinen dritten Wunsch. Hast du dir einen überlegt?“
„Oh ja, ich hab nur einen Wunsch.“
„Sterben?“
„Nein, wo denkst du hin. Ich möchte einfach alles vergessen können. Weißt du, so eine Art „Reset“.“
„Kein Problem“.
Die Fee lächelte, schnippte mit einem klitzekleinen Fingerchen wieder kaum hörbar und kawumm: Adam saß mit ner riesigen Kiste Kokain auf einer kleinen Insel und lächelte. Tagaus, tagein lächelte er.
Und wenn er nicht gestorben ist? Na? Genau. Kann er eh nicht. Er sitzt einfach nur auf seiner Insel und hat keine Ahnung, dass über das Meer eine kleine Fee mit einem diabolischen Grinsen im Gesicht zu ihm unterwegs ist.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Unfalltod

Carl Major konnte nichts mehr erkennen. Der Regen wurde zu einer einzigen Wasserwand und der Wind drückte diese Massen quer über die Straße. Die Scheibenwischer des Mitsubishi kamen nicht hinterher und das Fernlicht zeigte nur noch Fragmente der Landschaft, die ihm mit 30 Meilen pro Stunde entgegen kam. Schneller konnte er nicht fahren.
„Wir werden wohl noch ein paar Minuten mehr brauchen. Du solltest Mary anrufen, das sie sich mit dem Essen nicht zu beeilen braucht."
Sonja Major nahm das Handy aus der Handtasche und wählte die Nummer ihrer Freundin. Carl blickte kurz in den Rückspiegel und sah ihre kleine Tochter friedlich auf dem Kindersitz schlafen.
„Mary, hey, ich bin es, Sonja." Carl hörte eine besorgte Stimme aus dem Handy. „Nein, mach dir keine Gedanken. Es ist zwar ein höllischer Regen, aber uns geht's gut." Sie drehte sich zu Leila um. „Auch der Kleinen geht es gut, sie schläft. Wir werden nur ein paar Minuten länger brauchen."
Carl musste seine Augen ordentlich anstrengen, um überhaupt etwas erkennen zu können. Die Straße vor ihm war nur noch anhand der Seitenpfosten zu erkennen. „Ja, auch lauwarme Knödel essen wir. Bis später." Sonja drückte auf „Auflegen". „Sie meinte, die Knödel werden zwar kalt, aber besser kalte Knödel als tote Freunde. Manchmal ist sie schon sehr makaber."
„Ja." Carl glaubte, die nächsten Seitenpfosten nur mit Glück finden zu können. „Ich glaube, es ist wohl besser, anzuhalten."
„Ach, wo." Sonja lehnte sich zu ihm rüber und versuchte selbst, die Straße zu finden. „Na ja, ich finde, es geht."
Mmh, dachte Carl, wenn jetzt nicht bald der Regen nachlässt und ich anhalten muss, fängt sie wieder mit der Keiferei an. Aber diesmal würde er sich auf keine Diskussion einlassen. Sie war unendlich stur und wenn sie meinte, es müsse so funktionieren, dann bitte, soll sie doch fahren. „Ich versuche mein Bestes" brachte er halbfreundlich über die Lippen. Sie streifte diese Bemerkung von ihrer Schulter und meinte nur „Ja, klar, so wie immer."
„Was denn?" Carl sah sich versucht, zu ihr zu schauen. „Ich meine, es ist wirklich nicht gerade leicht, hier vernünftig zu fahren. Ich habe nicht mal eine Ahnung davon, ob ich noch auf der richtigen Straßenseite bin." Sein Ton wurde augenblicklich schärfer. Er hielt sich schon seit langem nicht mehr mit dem Streit-Vorspiel auf. Nicht bei ihr. Es läuft eh immer auf Ärger hinaus.
„Du wirst schon wissen, was du tust" meinte sie schnippisch.
Jetzt sah er zu ihr. „Wenn du es besser kannst, dann..."
Ein lauter Knall, das Geräusch von zerberstendem Glas und reißendem Metall. Ein fast bis zur Besinnungslosigkeit schmerzhafter Ruck des Gurtes, der Carl in den Sitz zurückpresste, als der Wagen, den er nur zehntel Sekunden vor dem Aufprall aus den Augenwinkeln bemerkte, sich in den Motor des Mitsubishi bohrte und seitlich wegschleuderte. Beide Fahrzeuge drehten sich wie ein Eislaufpaar im Wirbel rechts und links von der Fahrbahn. Weitere zwei Sekunden später folgte dem Knall des Aufpralls der „Lärm" der Ruhe. Für Augenblicke war Carl auf den direkten Weg in die Ohnmacht und nur mit Gewalt konnte er sich davon abhalten, die Augen zu schließen und seinen Körper erschlaffen zu lassen.
Endlos schien ihm die Zeit, sich wieder bewegen zu können. Zuerst registrierte er, das offensichtlich der andere Wagen genau wie ihrer sich nicht überschlagen hatte. Quer über die Straße mussten beide Motorblöcke verteilt sein. Er versuchte, sich aus dem Sitz zu lösen. Erstaunlicherweise gelang ihm das ohne große Schwierigkeiten. Und im selben Moment, als er den Gurt löste, sah er, wie Sonja sich ebenfalls bewegte.
„Was war das?" Sie stand völlig neben der Spur, schien aber ebenfalls nur leicht verletzt zu sein. Sie hatten wirklich unglaubliches Glück, meinte Carl im ersten Moment. Die Windschutzscheibe flog fast in einem Stück nach außen und der Motorraum schob sich auch nicht in den Fußraum, was wohl bedeutete, dass sie keinen direkten Frontalzusammenstoß mit dem anderen Wagen hatten.
„Ein Unfall, aber uns ist..." Er sah sich nach Laila um und seine Stimme verstarb. Auf dem Kindersitz war ein Körper ohne Kopf. Der lag auf der Rückbank, zusammen mit einem Teil der Windschutzscheibe. Das Glas hatte den Kopf sauber abgetrennt.
„Oh, Gott."

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Was?“ Sie kam langsam wieder zu sich und folgte Carls Blick. „Was ist?“ Sie wurde sauer, weil er nicht antwortete, und drehte sich auch nach hinten.
Bob Weller hatte nicht so viel Glück, wie er sich erhoffte. Er lebte immer noch und hing eingeklemmt seitlich aus seinem Fiat. Seine Füße konnte er nicht mehr spüren, aber das war ihm egal. Minuten vergingen, ehe er sich der Situation klar wurde. Er versuchte, den anderen Wagen, der ihm sein Leben nehmen sollte, ausfindig zu machen. Irgendwo da drüben auf der anderen Straßenseite musste er sein. Der Regen ließ nach und er konnte die Motorteile auf der Fahrbahn erkennen. Er hörte Schritte und sah auf. Ein Mann bewegte sich beinahe traumatisiert auf ihn zu. Eine Frau kam ihm hinterher. Sie war völlig außer sich und trommelte verzweifelt auf den Rücken des Mannes. Sie schrie dem Mann Schimpfwörter hinterher, aber Bob interessierte sich nicht dafür. Er flüsterte dem Mann zu „Mister, sie müssen mich töten.“
Carl schreckte entsetzt zurück. Erst dachte er, der andere wäre tot, bis der sich plötzlich bewegte, ihn ansah und von ihm verlangte, ihn zu töten.
„Das Schwein lebt noch.“ Sonja schrie auf und wollte sich sofort auf den Mann stürzen. Carl musste sie zurück reißen. Er hielt sie fest und während sie wieder auf ihn einschlug, fragte er den Eingeklemmten völlig verwundert „Wie bitte, ich soll sie töten?“
„Lass mich, ich mach ihn alle.“ Sie zerrte so heftig an ihm, das seine Fingernägel sich tief in ihren Arm bohrten.
Bob sagte noch mal „Sie müssen mich töten. Ich wollte sterben, aber der Aufprall war nicht heftig genug. Aber wenn sie mich töten“ er hielt kurz inne „mit einer Glasscherbe den Hals aufschneiden, ja, dann kommt keiner darauf, das sie es waren.“
„Sind sie völlig verrückt?“ Kurz war Carl soweit, den Mistkerl wirklich zu töten, notfalls mit vielen, vielen Fußtritten ins Gesicht.
„Ich töte ihn!“ Er fuhr zu Sonja herum. Sie hielt eine große Scherbe in der Hand. Er konnte in ihren Augen lesen, wie Ernst es ihr war.
„Nein, das wirst du nicht. Das wäre Mord!“
„Aha, aber dieser Scheißkerl hat unsere Tochter auf den Gewissen, schon vergessen?“ Sie wollte auf Bob loslaufen, aber Carl stellte sich ihr in den Weg.
Bob glaubte, nicht richtig zu hören. „Was habe ich getan? Ihre Tochter?“
Carl schrie ihn an. „Genau, du Arschloch, unsere Tochter wurde tödlich verletzt.“
„Du bist selbst genau so ein Arsch wie dieser Hurensohn“ schrie Sonja hinter ihm. „Sag ihm, das Leila geköpft wurde.“
Carl hörte an ihrer Stimme, wie sie versuchte, ihn zu umlaufen.
„Ich werde ihm den Rest geben.“ Ihre Stimme wurde immer schriller. Carl spuckte Bob ins Gesicht und drehte sich wieder zu Sonja. Gerade noch konnte er sie aufhalten, bevor sie Bob mit der Scheibe ins Gesicht gestochen hätte. Er schubste sie zurück.
„Bist du verrückt. Er bettelt doch völlig danach, das wir ihn kalt machen. Wenn du ihn nicht umbringst, dann verpiss dich. Ich habe keine Probleme damit, diesem Typ die Lichter auszublasen.“
„Aber es wäre Mord. Und das geht nicht.“ Carl baute sich vor ihr auf. Sie packte die Scherbe fester und feine Bluttropfen vermengten sich mit dem Regen, der von ihrer Hand tropfte.
„Ok.“ In ihren Augen stand der absolute Irrsinn. Sie war zwar völlig außer Atem, aber Carl kannte ihre Kraft. Er musste aufpassen. „Ok“ stammelte sie „ich habe auch kein Problem damit, dich zu töten, wenn du mich nicht sofort vorbei lässt.“
Carl verschlug es den Atem. Sie hob langsam den Arm mit der Scherbe in seine Richtung. „Nein, ich habe auch kein Problem mehr mit dir.“ Sie grinste. „Was ist? Bist du für oder gegen mich?“
Bob bellte „Ja, du Arsch. Lass sie durch.“
Officer Smithback hatte in dieser Nacht Notdienst, als ein Anruf eines Autofahrers vom Highway 73 einging.
„Sie haben den Notruf gewählt. Officer Smithback am Telefon.“
Er hörte ein kurzes Knacken, was ihm sagte, das der Anruf von einem Handy kam. Die Verbindung war nicht sehr gut, also draußen auf dem Highway, dachte er sich.
„Ja, mein Name ist Thomson, John Thomson. Ich bin hier draußen ungefähr fünf Meilen vor der Stadt auf dem Highway 73. Es gab einen Unfall. Zwei Verletzte, zwei Tote. Ein Kind und eine erwachsene Person.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Gerechtigkeit

Die Tür im Flur stand halboffen. Das erste, was Paul Landing auffiel, war der Geruch von totem Fleisch. Er kannte den Geruch aus dem Leichenhaus und von Sezierungen. Kein Problem, aber für seinen Kollegen, Officer Jack Bender, schon. Sofort stieß die Wolke aus Verwesung den Frischling zurück, als der die Tür auftrat. Er schickte den Polizisten nach unten und sagte ihm, er würde hier schon klar kommen. Aber er schickte ihn auch weg, weil er einen Verdacht hatte. Eine Vermutung oder ein Gefühl, das ihm wie schwere Steine im Magen lag.
Als er sich alleine wähnte, zog er die 38er und näherte sich, benebelt von süßlichem Todeshauch, der Tür. Er kannte die Wohnung hier im 15. Stock. Ein Zimmer, ein Bad, eine Kochnische. Ein Raum, der Endstation für Gescheiterte war. Nicht groß genug für Einen, aber hier lebten drei. „Lebten“, dachte sich Landing, „der ist gut“. Es ist die Bleibe von Susan Moore, ihrem Mann Gary und seinem Bruder Valdo. Es ist die Bleibe von einer Einfältigem, einem brutalen Schläger und einem Vergewaltiger. Es ist die Bleibe von Trauer, Gewalt und Demütigung und jetzt, als Paul die Wohnung betritt, ist es das letzte, traurige Kapitel eines einst so hübschen Mädchens, das in Vorstellung eines besseren Lebens nach New York kam und die Wirklichkeit mit Gary und seinem Bruder erfuhr.
Paul erwartete, als er Zimmer 1532 betrat, ein Blutbad. Normalerweise waren es die Nachbarn, die Woche für Woche Streit und Lärm und verzweifelte Schreie meldeten. Als aber nun seit mehreren Tagen nichts mehr aus der Wohnung zu hören war, ging die Angst vor einem Verbrechen um und war ebenfalls Grund genug, wieder einmal die Polizei zu verständigen. Paul kannte Susan gut. Er besuchte sie im Krankenhaus, wenn sie mal wieder übel zugerichtet wurde. Er traf sie „zufällig“ bei ihren wenigen Einkäufen im Store unten an der Straße. Er versuchte mit allen Mitteln, sie zum Reden zu bringen. Aber sie wollte oder konnte nicht. Ohne ihre Aussage gab es nie einen triftigen Grund, den Moore-Brüdern mal ordentlich in den Arsch zu treten. Es gab viele Momente, in denen sich Paul fragte, was eine Frau dazu veranlassen könnte, Gewalt und Nötigung hinzunehmen, nur um nicht alleine zu sein. Sie war bestimmt keine Ausnahme, aber die Dimension, mit der sie fertig werden musste, schrie geradezu nach einem traurigen Höhepunkt. Und dieses Finale lag nun vor Paul, als er den Vorhang direkt hinter der Tür zum Wohnraum wegzog. Er steckte paralysiert die 38er wieder in den Brustgurt. Die brauchte er hier nicht mehr.
Das Deckenlicht flackerte, die Tür zum kleinen Balkon stand offen. Leise drang der Verkehrslärm, vermischt mit Sirenengeheul und dem Rauschen nasser Windböen nach oben. Im Raum inmitten von Unrat, Bierflaschen, Kakerlaken und von einem Kampf gezeichneten Möbeln lagen die Brüder. Die Leichen zeigten auf den ersten Blick Verwesung im fortgeschrittenem Stadium. Deutlich zu erkennen war bei Valdo, der auf dem Rücken in einem Haufen Pornofilme lag (passender Platz zum Sterben für ihn, dachte sich Paul) die Einstiche in seinen Augen, wobei er das zweite Auge offenbar schützen wollte, den auch seine linke Hand war durchbohrt. Sein Bruder lag auf dem Bauch zwischen Valdo und der Balkontür. Auch hier war ein Schnitt zu erkennen, der sich in der Halsgegend befand. Zumindest die Blutlache, die sich wie eine Korona um Gary ausgebreitet hatte, deutete darauf hin. Er hielt ein altes Messer in der rechten Hand.
Paul interessierte sich nicht sonderlich für die Leichen, abgesehen von seinem geringen Mitgefühl für deren Ableben. Er ging auf den Balkon hinaus und sah Susan. Der Regen, der seit zwei Tagen auf die Stadt niederging, hatte ihre langen, braunen Haare in eine Art Gestrüpp verwandelt. Sie trug ob der niedrigen Temperaturen nur ein Nachthemd, aber deutlich waren restliche Spuren von Blut und Risse im Stoff zu erkennen. Er sah den einfachen Slip und die gelb-braunen Flecken, die sich durch den Stoff abzeichneten.
Paul zog seine Jacke aus und legte sie ihr um die Schultern. Kurz zuckte sie und er konnte erkennen, das auch sie mit einem Messer bewaffnet war. Dieses allerdings hatte eine Menge getrocknetes Blut auf der breiten Klinge. Sie sah ihm in die Augen und er erkannte die Trauer und Befreiung darin. Sie musste tagelang hier ausgeharrt und geweint haben. Die Haut unter den Augen war dick und blutunterlaufen.
„Paul, schön sie hier zu sehen.“ Sie versuchte, ein Lächeln auf ihr Gesicht zu zaubern. „Ich habe sie nicht erwartet, sonst hätte ich mich gerne etwas mehr in Schale geworfen.“
Ihm fehlten die passenden Worte. Was sollte er ihr auch sagen. Sie würde mit absoluter Sicherheit nie

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

wieder den Regen oder die Sonne erleben, wenn ihr der Prozess für diesen Doppelmord gemacht worden ist.
„Susan,...“ Sie schaute durch ihn hindurch und ihr Blick war leer. Er hatte das Gefühl, eine lebendige Leiche vor sich zu sehen. Und war sie nicht die Jahre über immer ein Stück mehr gestorben.
„Susan, ich muss sie jetzt leider mitnehmen.“
„Ich weiß. Werde ich wieder zurück kommen?“
„Ich glaube nicht.“ Er seufzte. Sie würde nirgendwo mehr hinkommen. Sie hatte ihr Leben gelebt. Hier war Endstation und Spiegelbild der Gleichgültigkeit, in der wir alle heute leben. Er fasste sie am Arm und führte sie zurück in den Raum. Sie standen vor den Brüdern und er sah ihr noch mal ins Gesicht.
Was er sah, war der Auslöser für das, was folgen sollte. In ihrem Blick lag nicht Genugtuung, sondern Gerechtigkeit. Er wusste, was zu tun war. Paul nahm ihr das Messer ab und steckte es in die Innentasche seiner Jacke. Sie beobachtete ihn dabei und ein kurzes Lächeln umspielte ihre rissigen Lippen. Es bedarf oft keiner Worte, eine Vereinbarung zu treffen. Sie nickten sich zu und verließen den Raum und Susans bisheriges Leben.
Er würde das Messer tief vergraben und mit ihm die Wahrheit, denn die Wahrheit war nicht immer richtig. Er würde ein Geheimnis mit sich herum tragen müssen, das ihn eines Tages brechen könnte, aber jetzt in diesem Moment war nur ein Wort in seinem Kopf, das unauslöschlich mit diesem Tag verbunden wurde: „Gerechtigkeit“.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Jasons Paket

Anmerkung des Autors: Die Grundidee, mit der diese kurze Geschichte entstanden ist, basiert auf einer Hindu-Parabel. Die Story wurde sehr stark verändert, so das nur noch die Aussage als Vergleich herhalten kann. Es ist allerdings nicht so, dass ich in irgendeiner Form mich für oder gegen diesen Glauben ausspreche oder Vergleiche durch veränderte Personen mit anderen Religionen ziehen will.
Jason Marsh war ein glückliches Kind, auch wenn die Umstände dem Betrachter ein anderes Bild zeigten. Er war der siebte Spross der arbeitslosen Jody Marsh und sein Vater war nicht der Vater der anderen sechs Kinder. Aber das kümmerte ihn und seine Geschwister kaum, denn „Vater“ gab es bei ihnen zuhause nur als Wort, nicht als etwas Greifbares. Jody gab sich alle Mühe, arbeitslos zu bleiben und wenn das bedeuten musste, sich pausenlos zu bekiffen und betrinken, nun gut, dann eben auf diese Art. So gestaltete sich die Jugend Jasons aus einer Mischung Verzweiflung, Armut und Spott, den er als einziger seiner Familie ohne Anzeichen von Neid oder Wut wegstecken konnte. Er ging regelmäßig zur Schule, auch wenn ihm schon bald klar wurde, dass höhere Ziele nur mit Geld zu erreichen waren, viel Geld. Also, nichts für ihn. Aber er war nicht doof und bekam ein zumindest halbwegs brauchbares Zeugnis. Damit konnte er hier in Chicago doch auf einen Job an irgendeinem Fließband hoffen.
Eines Tages, irgendwann zwischen dem Abschlusszeugnis und dem Vorhaben, sich bei Rannings Inc, dem Spezialisten für Getriebelösungen vorzustellen, kam Jason nach Hause und wunderte sich nicht, dass ihn seine Mutter deswegen (er war natürlich wieder viel zu lange unterwegs gewesen) maßregelte. Er hatte schon vor längerer Zeit aufgegeben, ihr zu erklären, er sei schon volljährig. Vielleicht kamen ihre Wutausbrüche daher, dass Jody nach ihm keine Kinder mehr zur Welt brachte. Auf jeden Fall bestärkte ihn jeder weitere Ausbruch täglich in dem Entschluss, wegzuziehen. Während der Standpauke warf sie ihm ein kleines Paket hinterher und als er dieses aufhob, wunderte er sich über das Gewicht. Es war klein und ziemlich schwer, aber noch interessanter war, das kein Absender oder Adressat, geschweige den Briefmarken darauf waren. Nachdem sich seine Mutter endlich beruhigt hatte, zündete sie sich einen Joint an und meinte, das Päckchen vor der Tür gefunden zu haben.
„Du kannst das nicht behalten, Mum. Es gehört bestimmt einem der Nachbarn und wurde nur falsch abgegeben.“
„Wenn du meinst, dann frag doch die Scheißer. Wetten, das, egal wen du fragst, der dir das Ding sofort aus der Hand reißt?“ Damit hatte sie wohl nicht unrecht, aber was sollte er damit nun machen?
„Mach es doch selber auf.“ Sie hustete und deutete mit ihrem Joint als Aufforderung auf und ab. „Ich bin mir sicher, es ist für dich.“
„Woher willst du das wissen?“ Er drehte das Paket noch mal nach allen Seiten. „Es steht nichts darauf und man darf keine fremden Pakete öffnen.“ Sie lachte ihn aus. Natürlich lachte sie ihn aus, er kam sich ja auch etwas einfältig bei seinem Entschluss, den wahren Empfänger des Päckchens zu finden, vor, aber er hatte das Gefühl, das es so richtig war. Er ging mit dem Paket in sein Zimmer, stellte es auf den Schreibtisch und fing an, nachzudenken.
Der erste Weg führte ihn zum Postamt. Da konnte man ihm nicht weiterhelfen, außer man würde das Paket öffnen, aber das wollte er nicht (vielleicht war ja etwas darin, das niemanden etwas anging bis auf den Empfänger). Also fing er damit an, sich vorsichtig durch die Nachbarschaft zu fragen, ob jemand etwas vermisse. Die meisten vermissten Geld oder billigen Schmuck oder anderen Nippes, meistens erst dann, wenn sie gefragt wurden. Einige vermissten das Gefühl, einem Bengel mit unverschämten Fragen mal die Fresse polieren zu dürfen. (Einer, Gary Moore, lies seinen Gefühlen freien Lauf) So blieb Jason nur noch der Weg zum Fundbüro. Die ältere Dame, Rose hieß sie, hinter dem dicken Ab- und Ausgabetresen wunderte sich über den Jungen. Er solle doch einfach mal reinschauen. Aber er versicherte ihr, das es falsch sei, und letztendlich konnte er hier das Paket loswerden. Rose teilte ihm mit, nachdem er seinen Namen und Anschrift auf einen Zettel hinterlassen hatte, sie wäre sich ziemlich sicher, das sich niemand für das Päckchen finden würde.
Es vergingen die Jahre und es waren keine guten für Jason. Er zog in sein eigenes Appartement, 20 qm, feucht und laut. Einige Zeit später verlor sich der Kontakt zu seiner Familie. Jeder ging seine eigenen Wege. Irgendwann mal hörte er von einem Feuer in seiner alten Wohngegend und als er nachfragte, stellte sich heraus, das seine Mutter mit einem Joint im Bett verbrannt war. Er war als Einziger bei

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

dem Armenbegräbnis und Einsamkeit zog sich auch anschließend wie ein roter Faden durch sein Leben. Er verlor seinen ersten Job, bekam keinen weiteren und verwahrloste zusehends. Das führte auch dazu, dass sich keine Frau für ihn interessierte. Freunde hatte er keine und mit 35 brach er sich beide Beine beim Heruntertorkeln im Treppenhaus. Er konnte sich keine vernünftige Behandlung leisten und die Knochen heilten schlecht. Ihm blieb eine Gehbehinderung und vervollkommnten das Bild einer gescheiterten Persönlichkeit.
Als er sich eines Tages mit einer Papiertüte vom Store die Treppen raufschleppte, staunte er nicht schlecht, das sich das Päckchen, welches er beinahe vergessen hatte (manchmal träumte er von einem Diamanten, der in dem Paket steckte), vor seiner Haustür fand. Darauf war ein Brief vom Fundbüro geklebt worden und der besagte, das sich niemand auf das Päckchen gemeldet hatte und er vom Gesetz her nun rechtmäßiger Eigentümer desselben sei.
„Das ist ja seltsam“ murmelte er, als er sich auf das Bett setzte und das Paket wieder in den Händen drehte. Er war versucht, es zu öffnen (der Diamant kam ihm wieder in den Sinn), aber was auch immer darin war, es war nicht für ihn bestimmt. „Warum verfolgst du mich“ fragte er das Ding und er hatte das Gefühl, es wäre schwerer als früher. Aber das konnte nicht sein, es war unversehrt. Niemand konnte etwas dazu gepackt haben. Er tat es damit ab, das seine Kraft zunehmend nachließ. „Was jetzt“ fragte er sein Spiegelbild in der zerbrochenen Fensterscheibe. Er beschloss, das Paket zu verstauen. Der Tag würde kommen, an dem sich der wahre Besitzer finden würde. Also versteckte er es vor etwaigen Einbrechern, aber wohl besser vor sich selbst, unter einem Bodenbrett und versuchte gleich darauf, mit Hilfe von zwei Ein-Liter-Flaschen billigem Whiskey, dasselbe zu vergessen.
Die Zeit brachte für Jason aber keine Erleichterung in seinem Schicksal. Die Schmerzen in den Beinen und im Becken deuteten auf eine zunehmende Hüftgelenkversteifung hin und immer mühsamer kam er in das Appartement. Auch der Alkohol tat sein Übriges und er begann zunehmend, Essen zu horten und sich nur von geringen Mengen zu ernähren, in der Angst, eines Tages das Zimmer nicht mehr verlassen zu können. Im Laufe der Jahre kamen auch neue Bewohner dazu: Ratten und Mäuse. Aber die jagten wenigstens die Kakerlaken. Es kam, wie es kommen musste, und Jason wurde eines Tages überfallen. Die Kids waren wohl eher auf planlose Zerstörung aus und Jason konnte nur dabei zusehen, als „EINER“, nicht zwei oder drei, ihn festhielt und die anderen seine Bleibe verwüsteten.
Der Tag kam, an dem er wusste, als er unter einer vergilbten Zudecke erwachte, das es sein letzter sein würde. Er starrte zu Decke und dachte über sein Leben nach.
„Wieso war mir so ein Leben vorbestimmt? Was habe ich getan, um so zu enden? Ist es eine Prüfung? Ich kann nicht mehr.“ Er drehte sich zur Seite und starrte auf das Bodenbrett. Das Päckchen war noch immer darunter und zeit seiner Jugend verfolgte ihn das Ding. Sollte er jetzt versuchen wollen, es zu öffnen, würde ihm die Kraft fehlen. Er kann nicht mal mehr hoch aus seinem Bett. „Aber egal, was darin ist, ich habe es nicht geöffnet. Es war nicht für mich bestimmt.“
Da öffnete sich die Tür. Er sah aus den Augenwinkeln, wie jemand das Zimmer betrat und rechnete mit weiteren Einbrechern. Aber die Person, die reinkam, blieb stehen und sagte „Jason, dreh dich zu mir.“ Es war eine freundliche Stimme. Lieblich wie ein Gesang und voller Vertrautheit. Jason brachte seine letzten Kräfte auf und drehte sich auf den Rücken. Für einen kurzen Augenblick glaubte er, hinter oder auf dem Rücken des Mannes so etwas wie Flügel gesehen zu haben. Da wurde ihm klar, das diese Person keine menschliche war. Er lächelte. Der Schein um den Engel wurde heller.
„Jason, steh auf.“
„Das kann ich nicht, Herr Engel.“
„Doch, das kannst du.“ Eine sanftmütige Geste reichte, um Jason die Last der Jahre abwerfen zu lassen. Er erhob sich und lies den Engel nicht mehr aus den Augen, als er seit Tagen wieder stand. Der Engel neigte den Kopf zur Seite.
„Jason, du kommst mit mir.“
„Ich habe noch nie so etwas Schönes wie dich gesehen. Dein Anblick ist eine Freude für mich.“
„Ja, ich weiß. Dein Leben ist nun vorbei, aber du hast in deiner Zeit nichts Falsches getan. Deshalb darf ich dich abholen.“
Jason war noch nie in seinem Leben so glücklich und zufrieden gewesen.
„Ich habe nur eine Frage.“
Wie als Antwort, öffnete sich das Bodenbrett und das Paket schwebte zu den Beiden hoch.
Der Engel nahm Jason zur Hand, das Paket in die andere und ging mit ihm zur Tür hinaus. Draußen saß

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

ein Schatten, der rings um sich selbst die Luft zum Erstarren brachte. Jason stockte der Atem, ein Schwall unendlicher Ängste strömte von der Gestalt auf ihn ein. Er erzitterte am ganzen Leib, als der Engel zum Schatten sprach: „Er gehört nicht dir. Er hat ein rechtes Leben geführt. Das hier," er warf das Paket in die Arme der Gestalt „ist deins. Nimm es und geh. Gib ihn frei. Ich befehle es dir."
Jason sah für einen Moment das Antlitz
des Schattens und erstarrte. Dieser Anblick bedeutet Tod, aber ihm konnte der Seelensammler nichts mehr anhaben. Der Schatten knurrte sehr tief, nahm das Paket und verblasste, als er aufstand und seines Weges zog.
Der Engel machte eine ausholende Bewegung und vor dem alten Mann erschien ein Tor aus warmem Licht. Jason schaute zu ihm auf und stellte seine Frage:
„Was war in dem Paket?"
Der Engel formte ein Wort mit seinen Lippen und obwohl er es nur andeutete, verstand Jason.
„Reichtum."

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Peter und der Bär

„Du frisst viel zu viel.“
Peter schaute von seinem Brötchen hoch in das Gesicht der Person, die gewagt hatte, sein Frühstücksritual zu bemängeln.
„Dir würde es nicht schaden, mal was Anständiges zu essen.“ Er grinste, hielt Kathrin das halbe, von fünf dicken Bierschinkenscheiben belegte Brötchen hin und zog seine Augenbrauen hoch.
„Ne, danke, zu viel Brot.“ Sie lächelte und Peter schob sich das Brötchen mit zwei Bissen rein, kippte einen Schluck Kaffee hinterher und nahm sich die nächste (vierte!!) vor. Sie nagte an ihrer Honigsemmel, genoss die Ruhe vor der Arbeit und das morgendliche Gespräch mit einem ihrer besten Freunde und Arbeitskollegen.
Ihr fiel auf, das Peter wieder an Gewicht zugelegt hatte. Er war der typische Kummerfresser: Je mehr Sorgen, desto schwerer. Aber es war streckenweise schwierig, ihn aus der Reserve zu locken. Er redete nicht gerne über private Dinge. Manchmal war es wohl besser, bestimmte Peinlichkeiten für sich zu behalten, dachte sie sich. Sie vermutete schon lange, das ihr nur eine Fassade aus Gemütlichkeit und gespielter guter Laune gegenübersaß.
Kathrin beugte sich nach vorne, um seine Aufmerksamkeit, zumindest kurz, von dem Gelage abzulenken.
Er stockte mit offenem Mund. „Was?“
„Du hast ein Problem!“ Sie hatte in den Jahren gelernt, das bei Peter die „Ich falle mit der Tür ins Haus“-Methode am Erfolgversprechendsten war. Er legte den Käseberg zur Seite, lehnte seine 150kg zurück, wobei der Plastikstuhl verdächtig knarrte, und schaute sie zwar an, aber auch irgendwie durch sie durch. Wow, dachte sich Kathrin, ein seltener Moment, wenn er sein Essen unterbrach. Es musste wirklich Ernst sein.
Sie versuchte es noch mal. „Peter,“ sie schnippte mit den Fingern, seine Augen waren sofort wieder bei ihr „was ist los?“ Es klang Besorgnis in ihrer Stimme.
„Ich weiß nicht.“
Was? Was soll das denn? Erst tut er so, als würde er gleich in Tränen ausbrechen und dann? Sie hatte ihn jetzt an der Angel und würde ihn nicht mehr auslassen.
„Hör mal, du weißt, das alles, was du sagst, bei mir bleibt. Ich weiß zum Beispiel von Andy, das du eine gewaltige Pornosammlung unter deinem Bett hast. Hab ich jemals etwas darüber irgend jemanden gegenüber erwähnt? Nein. Also, was ist mit dir? Du brauchst dich ja nur selbst anschauen. Du siehst furchtbar aus. Wann hast du dich zuletzt rasiert?“
Sie hatte recht, dachte sich Peter, ich kann es zumindest vor ihr nicht verbergen. Er kratzte sich am Fünf-Tage-Bart, der an manchen Stellen dichter und an anderen dünner wuchs, was einfach furchtbar aussah. Abgerundet wurde das aufgequollene Gesicht von einer unkontrollierbaren Frisur. Er hatte sein letztes Bad nur in dunkler Erinnerung, irgendwann letzte Woche. Aber er war zu sehr damit beschäftigt, auf diesen einen speziellen Moment zu warten, der diese Tage mit tödlicher Sicherheit kommen würde.
„Was jetzt? Sagst du mir nun, was du hast oder kannst du darüber nicht sprechen?“
Er schüttelte den Kopf, ordnete seine Gedanken und stand auf. Während er sein Frühstück aufräumte, atmete er schwer ein und aus. Es überflog ihn ein Schaudern, dann wendete er sich Kathrin zu. „Ich weiß es wirklich nicht. Es ist so eine Art Gefühl, das etwas passieren wird, aber ich kann dir nicht sagen, was.“ Sein Blick ging zur Decke und sein gewaltiger Brustkorb hob sich. Nach einem endlosen Seufzer nahm er allen Mut zusammen und sagte „Wenn ich mich nicht beherrsche, dann stirbt jemand.“
Sie ließ ihr Brötchen auf den Tisch fallen und musste loslachen. „Du spinnst. Du willst mich verarschen.“ Sein ernstes Gesicht sprach eine andere Sprache. Sie verstummte.
„Du weißt, das ich damals in Hannover für ein paar Tage verschwunden bin.“
Sie konnte sich erinnern. Es war Jahre her. Sie kannten sich aus dieser Stadt und wurden sozusagen Freunde fürs Leben. Aber er sprach nie über die Zeit, als er verschwunden war. „Peter, was soll das? Ich weiß, das du nie über diese Tage reden willst. Warum fängst du jetzt damit an?“
Er kniete sich zu ihr nieder. „Ich bin damals verschwunden, weil ich jemanden getötet hatte. Ich kann es dir nicht erklären, aber es war so. Ich habe jemanden umgebracht und ich war noch nicht mal in seiner

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Nähe.“
Ihr setzte der Verstand für einen Moment aus. Jetzt war sie sich sicher, das er sie auf den Arm nahm. Sie prustete los und meinte „Ja, klar. Genauso wie deine Pfurze. Die töten auch noch Leute, wenn du schon lange weg bist.“
Er ließ sie los, wunderte sich kein bisschen über ihren Unglauben und ging an die Arbeit. Dieser Abgang machte ihr Angst. Sie erschauerte, beließ es allerdings dabei, da sie sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, wie man jemanden in Abwesenheit töten könnte. Er war ja schließlich kein Zauberer oder Telepath. Die Tage damals in Hannover waren allerdings schon gruselig. Peter verschwand für ungefähr sechs oder sieben Tage und als er wieder auftauchte, war er völlig mit den Nerven am Ende. Er versuchte, irgend etwas von einem Bären zu erklären, den er angeblich sah und alle schoben es auf den Alkohol, nach dem er über und über stank.
Kathrin ging ebenfalls an die Arbeit und sah Peter im Lager Kartons von einer Palette laden. Na, das wird sich noch klären, dachte sie sich und nahm ihr erstes Kundengespräch entgegen.
Peter bekam es mit der Angst zu tun. Er wusste, das es heute so weit sein würde, aber wer? Welche Person würde er töten? Er konnte sich nicht vorstellen, das es jemand aus der Firma sein würde. Er kam mit den meisten ziemlich gut aus, trotz seiner manchmal etwas unreifen Art. Wer würde ihn so verärgern, das er seine Wut nicht mehr kontrollieren könnte? Da klingelte sein Telefon. Er sah die Nummer der Buchhaltung und nahm ab.
„Morgen, Peter.“ Es war Viktor. „Kommst du bitte mal hoch?“
„Viktor, hat das nicht Zeit bis später? Ich habe hier ne Menge zu tun.“
Die Stimme Viktors wurde ernster. „Lass alles stehen und liegen. Das hier ist wichtiger.“ Ein Klicken in der Leitung. Der Buchhalter hatte aufgelegt. Peter setzte den Karton ab, den er unter dem Arm hielt und ging hoch in den zweiten Stock.
Durch das Glas in der Tür zur Buchhaltung konnte er die streng gekleidete Dame erkennen. Sie war wohl der Grund für die Unterbrechung seiner Arbeit. Er schnaubte tief durch und betrat das Büro.
„Peter Wolf.“ Viktor hatte keine Chance, etwas zu sagen. Die Frau legte sofort los. Peter fiel dabei ihr abweisender und überheblicher Blick auf, als sie seine Statur betrachtete. „Sie sind doch Peter Wolf.“
„Ja, Miss?“
„Miss Carter.“ Sie machte nicht mal Anstalten, ihm die Hand zu geben und er ließ es dabei. „Ich habe ihnen etwas mitzuteilen.“ Sie streckte ihm einen Umschlag hin und warf dabei einen scharfen Blick auf den Buchhalter. Viktor hielt es für besser, sich einen Kaffee zu holen.
Peter hielt den Umschlag in der Hand und war verunsichert.
„Na, los.“ Sie winkte ungeduldig mit ihrer Hand. „Öffnen sie schon. Das spart mir die Worte. Ich bin nicht gewillt, mit ihnen mehr zu reden als nötig.“ Wieder dieser abschätzende Blick. Er fühlte sich an den Eiern gepackt. Mit einem leisen Zippen öffnete er den Brief und entnahm ihm einen Stoß Papiere. Es waren Ausdrucke aus dem Internet und es ging um eine Person, auf deren Kopf eine hohe Belohnung ausgesetzt war. Es ging um ihn. Zwar war kein Bild von ihm darin, aber die Beschreibung traf ihn ziemlich genau.
„Sie sind doch dieser Typ da.“ Sie tippte mit dem Finger auf die Papiere in seiner Hand.
„Tut mir leid.“ Er streckte ihr den Stoß entgegen. „Damit habe ich nichts zu tun. Ich bin nicht der, von dem hier die Rede ist.“ Hinter Miss Carter begann die Luft zu schimmern. Oh, nein, dachte er, diesmal nicht. Ihm brach der Schweiß aus, als er versuchte, den Prozess, den sie in Gang gesetzt hatte, zu stoppen.
„Sie wollen behaupten, sie sind nicht dieses abscheuliche Monstrum, das diese Dinge hier begangen hat.“ Sie drehte ihm in seiner Hand die Papiere um und er sah auf den letzten Blättern Bilder von barbarisch zugerichteten Leichen. Vor Angst entfuhr ihm ein leiser Pfurz. Der Raum veränderte sich hinter Miss Carter. Er konnte eine Höhle erkennen. „Mein Gott, reißen sie sich zusammen.“ Sie fing zu keifen an und hielt sich die Nase zu. „Sie stinken aus allen Löchern, die sie haben.“
„Hören sie, ich mag vielleicht der sein, den sie suchen, aber ich bin es doch nicht. Diese Morde hat ein Teil von mir begangen, den ich nicht kontrollieren kann.“
„Sehen sie, ich wusste, das sie es sind. Ich beobachte sie schon ein paar Tage und war mir anfangs nicht ganz sicher.“ Sie legte ein überhebliches Lächeln auf. „Wissen sie, das man von dem Geld, das auf sie ausgesetzt ist, ganz gut leben kann?“
Die Luft wurde dunkler und Umrisse erkennbar. Der Bär kam zurück.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Miss Carter. Ich bitte sie inständig, schleunigst diesen Raum zu verlassen.“
„Ha, genau. Damit sie wieder untertauchen können wie damals in Hannover.“ Er stutzte. Das Zimmer hinter der Frau war jetzt vollkommen ausgefüllt von einer Höhle und der Bär darin hob lautlos die Tatzen. „Ja, genau, ich kenne ihren Weg. Sie versuchen immer, ihre Spuren zu verwischen. Aber ich bin ihnen auf die Schliche gekommen.“ Sie griff zum Telefonhörer, ohne ihn aus den Augen zu lassen und wählte eine Nummer. Noch bevor jemand antworten konnte, packte der Bär Miss Carter mit riesigen Klauen, deren lange Nägel sich tief in ihren Hals bohrten. Sie konnte nicht mehr schreien, als das Monstrum ihr in die Seite biss und mit einem Ruck einen Lungenflügel aus dem Körper riss.
Peter sah ihr in die toten Augen und sofort verblasste der Bär, die Höhle und die Frau. Es blieb nichts zurück bis auf die Papiere. Er steckte die Bögen wieder sorgfältig in den Umschlag, ging zurück an seinen Arbeitsplatz, traf unterwegs Viktor.
„Wo ist Miss Carter hin?“
„Oh.“ Peter lächelte „Sie musste
dringend weg.“
Er ließ den verdutzt dreinblickenden Buchhalter stehen und machte sich wieder an die Arbeit. Kathrin kam vorbei und sah mit Freuden, das es ihm wieder besser ging.
„Na? Heute schon jemanden getötet“ witzelte sie.
„Jep.“ Er hob einen Karton und lächelte. „Es wird immer einfacher.“
Auf einer Waldlichtung, ca. 300 Meilen von den beiden entfernt, wurde eine Leiche in den nassen Morgentau gespuckt. Es dauerte drei Wochen, bis ein Jäger auf die zerfressene und vermoderte Miss Carter traf.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Santa Grotto

Mr. Wilson kam mit einem großen Sack auf dem Rücken aus der Knightsbridge Tube, blieb stehen und sog die ungewöhnlich warme Winterluft der Großstadt ein. Der Boden war nass und rutschig, es hatte in der Nacht zuvor geschneit. Die Menschenmassen, die sich durch die Straßen Londons drückten, und die Temperaturen sorgten für eine unheilvolle Mischung der braunen Masse auf dem Boden, die noch ein paar Stunden zuvor reinster weißer Schnee war. Er prüfte, ob er ausrutschen würde, nickte zufrieden (die schwarzen Boots mit dem tiefen Rillenprofil waren eine gute Wahl) und schulterte seine Last, zupfte seinen Bart zurecht und machte sich auf zu Harrods. Die Menschen wunderten sich zu dieser Jahreszeit nicht über einen Mann in roten Klamotten, weißem Rauschbart und einem riesigen grün-braunen Sack auf dem Rücken. Die meisten machten ihm sogar Platz, so das er ohne große Schwierigkeiten (der Sack war irre schwer) auf das in unzähligen orangegelben Lichtern strahlende Gebäude zustapfte. Er ging an der Seite entlang, bog in die Brompton Road ein, machte noch einen Knick und blieb vor dem Eingang der Damenabteilung stehen. Ein kurzer Blick auf die Uhr unter seinen weißen Handschuhen sagte ihm 10 vor 10 Uhr. Also, noch ein paar Minuten, bis der Laden öffnete. Mr. Wilson achtete sorgfältig darauf, das die vorbeiziehenden Leute nicht an seinen Sack stoßen konnten. Nicht auszudenken, wenn jemand jetzt schon, einen Tag vor Weihnachten, durch einen dummen Zufall eines seiner Päckchen beschädigen würde. Das gäbe nur enttäuschte Gesichter, würde Julie, seine Frau, sagen. Die ganze Überraschung wäre futsch. „Nein“, sagte sie immer, „die Päckchen müssen ordentlich verpackt werden und niemand darf sie vor Weihnachten öffnen. Nicht mal Santa selbst.“
Der Seiteneingang war nicht sehr stark regfrequentiert, so konnte Mr. Wilson in Ruhe seine Zigarette zu Ende rauchen, ohne von lästigen Menschen oder noch nervenderen Kindern belästigt zu werden. Eine Mutter kam mit ihrem Spross, einer, so schätzte er, ungefähr achtjährigen Göre, auf ihn zu und fing irgendetwas von „Ach, ist das lieb, ein Weihnachtsmann“ und „sag artig guten Tag zu Santa, dann bringt er dir auch viiiele Geschenke“ zu brabbeln an. Er schnippte die Zigarette achtlos auf den Bürgersteig, was ihm einen abwertenden Blick der Frau einhandelte. Aber das Mädchen schaute mit leuchtenden Augen nur auf den riesigen Sack und Mr. Wilson setzte sein Santa-Lächeln auf.
„Na, kleines Mädchen. Wie heißt du denn?“
Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, antwortete sie „Elisa.“
„Ok, Elisa.“ Er bemerkte den Angestellten durch die Tür, der mit dem Schlüssel ankam. Endlich, dachte er sich. „Also,“ er griff in den Sack und holte ein kleines Päckchen hervor. Elisa folgte seiner Hand und lächelte, als er ihr den bunten Würfel mit Schleifchen überreichte. „Das darfst du aber erst morgen öffnen. Versprochen?“ „Jaaaa.“ Sie hielt das Päckchen ihrer Mutter hin und sagte „ein Geschenk vom Weihnachtsmann. Hurra.“ Ihre Mutter ließ ein kurzes, gespieltes Lächeln aufblitzen und schob sich mit dem Mädchen an ihm in den Laden vorbei. Macht nichts, dachte er sich, ich bin mir sicher, das nicht nur Klein-Elisa eine Riesenfreude mit dem Präsent haben wird.
Der Angestellte fragte ihn, ob er mit tragen helfen sollte, aber Mr. Wilson lehnte ab. Er ging in den Laden, vorbei an lauter Zeug für Frauen (Handschuhe, Juwelen, Hüte) und steuerte den Fahrstuhl an. Unter einem Himmel aus silbernen Weihnachtskugeln wartete er vergnügt pfeifend auf den „ägyptischen“ Aufzug. Er musste wieder an Julie denken und ihm verging die gute Laune. Sie war schon eine anstrengende Person, dachte er, als die Türen aufglitten. Er wuchtete den Sack in den Fahrstuhl und drückte auf „4“. Wenn sie nur nicht immer so, na ja, wie soll er sagen, „NETT“ gewesen wäre.
Anfangs war es ja noch Ok, wenn sie sich besondere Mühe für seinen Geburtstag oder Namenstag oder Jahrestag oder was auch immer für Tage gab. Es machte ihm sogar ursprünglich Freude, wenn er von morgens bis abends von ihr verwöhnt wurde. Frühstück ans Bett, ein Ausflug ins Grüne, die „Überraschung“, wenn plötzlich alle Freunde und Verwandten hinter Büschen hervor kamen und lautstark „happy Birthday“ durch den Park brüllten, damit es ja auch der letzte Penner erfuhr (an diesem Tag beschloss er, sollte sie ihn noch mal in einen Park bringen, würde er erst in einige Büsche pinkeln). Romantische Ausflüge an Seen (er hatte dann immer einen höllischen Muskelkater vom Rudern) und romantische Candlelight-Dinner. Romantische Bars, romantische Liebesfilme, romantische Unterwäsche (so Zeug mit Rüschchen und Wollknäuel, einfach lächerlich), romantisch, romantisch... er musste sich zurückhalten, nicht sofort das Frühstück zu erbrechen. Nein, die Freude war nur gespielt und er sagte ihr das auch. So ein Geburtstag zum Beispiel ist doch immer das Gleiche. Nichts besonderes. Sie sollte nicht so viel

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Tamtam um ihn machen. Er schaffte es (nach ein paar Jahren), das sie sich zumindest bei ihm etwas zurück hielt, aber es änderte nichts daran, das sie immer so viel „Freude“ verbreiten musste. Da gab es ja noch die Geburtstage, Namenstage und was für sonstige „Scheißtage“ der Freunde und Bekannten.
Die Fahrstuhltür ging auf und er betrat den vierten Stock. Vorbei an den Kinderbüchern ging es zum Spielzeugland. Mr. Wilson steuerte allerdings zuerst die Umkleide an. Er musste sich beeilen. Nach ein paar Minuten kam er aus den Angestelltenräumen zurück und suchte sich den Weg zu seinem „Arbeitsplatz“. Er musste nicht lange suchen, den eine Traube Kinder wartete schon auf Santa. Als sie ihn erblickten, liefen einige zu ihm und begannen laut lachend und schreiend damit, an seiner Uniform und dem Sack zu zupfen. Er ermahnte sie mit einem „Hoho“ und erhobenem Zeigefinger und nahm unter einem Schriftband mit dem Wortlaut „Harrods Grotto 2000“ auf einem riesigen grünen Ledersofa Platz. Einige kleine als Elfen verkleidete Liliputaner, sie sollten die Helfer Santa Grottos spielen, trieben die Kinder zurück. Er hielt verkrampft an dem Sack fest, beinahe wäre das schwere Teil umgestürzt. Das hätte dramatisch enden können. So aber war alles gut. Er wuchtete den Sack zur Seite und sah, wie ein älterer Herr in Anzug auf ihn zusteuerte. Der Mann blieb vor ihm stehen und stellte sich als Mr. Al Fayed vor. Mr. Wilson hatte zwar keine Ahnung, wer dieser Fayed sein sollte, aber es wurde deutlich, das dieser Typ hier wohl was zu sagen hatte.
„Mr. Liebmann,“ sagte Fayed leise zu ihm „sorgen sie dafür, das jedes Kind glücklich hier raus geht. Und lassen sie sich Zeit, umso mehr kaufen dann die Eltern.“ Er drehte sich von Mr. Wilson weg und verkündete mit ausgebreiteten Armen zu den wartenden Kindern „Santa Grotto wird euch nun empfangen und jedes Kind bekommt ein Geschenk von ihm.“ Fayed schaute zu dem Sack, dann zu Wilson, noch mal zum Sack. Der Schweiß stand Wilson auf der Stirn, als der Mann im Anzug sagte „die Geschenke dürften wohl ausreichen. Ist das Geschenkpapier aus unserem Haus?“ Mr. Wilson dachte nicht lange nach. „Nein, ich habe die Geschenke zu Hause verpackt.“ Fayed blickte abschätzend auf ihn, sagte dann aber im Flüsterton „Na, dann. Sie haben sich ein paar Pfund extra verdient. Ich werde der Zahlstelle Bescheid geben.“ Mit einem zufriedenem Lächeln verschwand der (offensichtlich wichtige) Mann.
Nun, der Rest des Vormittags war für Wilson eine einfache Aufgabe. Ein Kind nach dem anderen wurde zu ihm gebracht, er fragte immer nach dem Namen, ob es auch artig gewesen sei, was sie sich wünschten und gab ihnen dann eines seiner Päckchen. Einige kamen auf die Idee, ihm Gedichte vorzutragen und er nahm es geduldig hin. So hatte er Zeit, über seine Frau nachzudenken.
Julie konnte es nicht lassen, immer und immer wieder irgendwelche Überraschungsfeiern, Partys, Feste und zu allem Überfluss auch noch Tuppa-Treffen zu veranstalten. Es verging kaum ein Tag, an dem er von der Arbeit nach Hause kam und sofort in eine „lustige“ Gesellschaft gedrängt wurde. Einige Zeit spielte er noch mit, aber zunehmend stand er auf den Veranstaltungen nur noch apathisch rum und begann, seine Frau zu hassen. Nicht nur, das sie das Haus immer schmückte und den lieben langen Tag an Plänen schmiedete, alles noch lustiger und pompöser zu machen. Nein, sie veränderte sich auch selbst. Ihre liebliche Stimme, als er sie kennen gelernt hatte (auf einer Party), wurde zu einer hysterisch lachenden Kreissäge. Ihre dezenten Klamotten wichen grellen, bunten Kostümen und das Make-up musste wohl mit dem Tanklaster angeliefert werden, dachte er schmunzelnd, als ihm ein Kind am Bart zupfte. Sofort zog er den Kopf weg und um ein Haar hätte er den Bart verloren. Nicht auszudenken, was dann passiert wäre. Er hätte wohl seine Pläne dann etwas ändern müssen, aber so kam er gerade noch mal davon. Mit einem mordlüsternen Blick (das Kind verzog sofort die Lippen nach unten) drückte er ein Päckchen in die kleinen Händchen und ermahnte sie, wie auch alle anderen, diese Geschenke ja nicht vor dem morgigen Tag zu öffnen.
Es vergingen zwei Stunden, bis der Sack geleert war und als er das letzte Paket, ein großes, dem letzten Kind überreichte, lächelte er zufrieden, stand auf und verabschiedete sich unter einem enttäuschenden Aufschrei der noch wartenden Gören. Er sah in ihre Gesichter und ihm kam wieder Julie in den Sinn. Eines Tages kam sie auf die Idee, Partys nicht nur für Freunde und Verwandte, sondern auch für deren Gören zu geben. Das muss man sich mal vorstellen. Nicht nur die nervigen Feste mit den Erwachsenen, nein, wenn Mr. Wilson jetzt nach Hause kam, dann empfing ihn ein schreiendes Komitee aus Rotzlöffeln und Halbpubertären. Das war die Hölle. Und es musste ein Ende haben. Aber sie hörte nicht auf ihn. Das würde sie sich nicht nehmen lassen, anderen eine Freude zu bereiten, sagte sie zu ihm, als er sie vor drei Tagen in der Küche zur Rede stellte.
„Ich würde mich am liebsten selbst verschenken“ lachte sie auf und drehte sich wie eine Irre tanzend im

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Kreis. Da haute es Mr. Wilson den imaginären Sicherheitsschalter aus dem Kopf. „Ok, Julie“ flüsterte er und sah sich plötzlich mit dem Hackbeil in der Hand vor ihr stehen „dann nichts wie los.“ Endlich einmal hörte sie zu Lachen auf.

Santa Grotto bahnte sich einen Weg durch die Kinder. Er suchte auf dem schnellsten Weg die Umkleideräumlichkeiten auf und verschwand darin.

Kurze Zeit später kam ein Angestellter in den Raum und fand den bewusstlos geschlagenen Mr. Liebmann vor. Der eigentliche Santa Grotto erzählte später der Polizei, er sei von einem als Nikolaus verkleideten Mann niedergeschlagen worden. Neben Mr. Liebmann fanden sich ein großer, leerer grün-brauner Sack und eine Verkleidung samt Bart und schwarzen Stiefeln.

Am nächsten Tag war Weihnachten und Mr. Wilson saß zuhause in seinem Sessel, genoss eine schöne Tasse Tee mit Biskuits und schaltete den Fernseher an. Heute gab es in den Nachrichten nur eine Meldung: Es wurden alle Personen aufgerufen, die gestern mit ihren Kindern bei Harrods waren und ein Geschenk vom Weihnachtsmann bekamen, sich in der nächsten Polizeistelle zu melden und das Geschenk mitzubringen. Unter keinen Umständen sollte man das Päckchen öffnen.

Mr. Wilson grinste. Es gab keine vernünftige Erklärung des Reporters, warum man das Päckchen nicht öffnen sollte und er vertraute auf die Neugier der Kinder. Ach, das wird ein schönes, ruhiges Weihnachtsfest.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Kurzer Prozess

„Ist der Mensch ein böses Wesen“ fragten die großen roten Buchstaben auf der Titelseite. Josh schlug die Zeitung um und flüsterte die Worte, die noch größer als Aufhänger ganz oben prangten: „Weltuntergang!“ Umrahmt wurde die Meldung des Tages von einem Bild, das schon am Abend zuvor durch die Medien ging. „Meldung des Tages ist gut“, dachte sich Josh, „gab wohl seit Anbeginn der Zeit keine Schlimmere“. Das Bild zeigte einen dunkelroten Himmel und einen Atompilz. Im Hintergrund konnte man noch mehrere Wolken erkennen, die unnatürlich aus dem Boden wuchsen. Das Land unter den Bomben war bis zum gestrigen Tage die USA.
Josh blätterte auf Seite Zwei. Der Bericht startete mit den Worten: „Die Neue Welt ist Geschichte. Am Dienstag, den 18. Mai 2006, wurde die USA von einer Reihe flächendeckender Atomexplosionen heimgesucht. Die genaue Zahl der Bomben ist nicht bekannt, genauso deren Herkunft. Sie wurden offenbar am Boden gezündet. Seitdem fehlt jeglicher Kontakt zu den Vereinigten Staaten. Sämtliche Flüge sowie Schiffe wurden gestoppt. Es gibt keinerlei Anzeichen für überlebende Personen. Spekulationen über vereinzelte Mittelwellen-Funksprüche haben sich noch nicht bestätigt. Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, der am frühen Montagmorgen von der neu gegründeten GP verhaftet wurde, ist jegliche öffentliche Aussage verweigert worden, teilte das GP mit.“
Josh legte die Zeitung zurück auf den Tisch in der Wartehalle des Gerichtsgebäudes, rückte sich den Waffengurt und die Mütze, die ihn als Sicherheitspersonal der GP kennzeichnete, zurecht und machte sich auf den Weg nach draußen. Vor dem imposanten Bau mit dem überdimensionalen Auge auf der Front wartete Frank Stewart auf ihn.
„Guten Morgen, Josh.“
„Was soll an diesen Morgen gut sein?“ Er schaute an seinem Kollegen vorbei und suchte den Horizont ab. Keine Bombe.
„Ich glaube nicht, das hier irgendwelche Atomsprengköpfe hochgehen.“ Frank verzog den Mund zu einem angestrengten Lächeln, konnte es aber nicht verhindern, auch die weitläufige Landschaft um das Gebäude unruhig zu betrachten.
„Seit gestern ist nichts mehr unmöglich.“
„Ja, da hast du wohl Recht.“ Frank löste sich aus seiner Starre und ging auf Josh zu. „Zeit für den Kontrollgang. Danach müssen wir für den Transport und das Urteil auf unseren Posten sein. Also los?“
„Ob das noch Sinn macht?“
„Ich denke schon.“ Franks Augen waren wieder auf den Horizont gerichtet. „Es ist die Pflicht der GP, den Willen der Völker auszuführen. Und die Menschen haben nun mal so entschieden.“
Die Männer machten sich auf den Weg. Es war zwar unwahrscheinlich, das sich Personen, insbesondere Reporter, dem Gebäude nähern konnten, aber nicht unmöglich. Es gab vor zwei Monaten einen, der es durch die äußeren Sperrringe mit einer Beißzange geschafft hatte. Als bekannt wurde, das mithilfe eines fast schon antiken Werkzeuges das modernste und sicherste Gebäude der Welt beinahe überlistet worden wäre, ist das Sicherheitspersonal verdoppelt und die Sperrringe um mehrere Zusätzliche erweitert worden. Der Journalist kam allerdings nicht mal in Sichtweise des Baus. Er wurde von den Sicherheitsrobotern erfasst und weggebracht. Wohin, wussten auch Josh und Frank nicht, da die Roboter dem zweiten Sicherheitspersonal angehörten. Beide Sicherheits-Strukturen agieren völlig unabhängig voneinander und werden nur durch ein System aus Entscheidungsträgern, deren Aufenthaltsort unbekannt ist, koordiniert. Genauso verhält es sich auch mit dem kompletten Personal auf dem Gelände. Es gibt jeweils zwei unabhängige Strukturen bei den Wärtern, den Versorgungsleuten, den Mechanikern bis hin zu den Richtern und Geschworenen. Das Gebäude der GP ist unabhängig von einer Staatsform oder Regierung und ein neues selbsternanntes, ausführendes Rechtsorgan der Menschen der Welt. Der Bau wurde über Jahre geheim gehalten und als die neue Gerichtsbarkeit ans Netz ging, da wurde nur bekannt gegeben, das eine Menschenrechtsorganisation namens GP den Bau aus Spendengeldern finanziert hatte und sich daraufhin sofort auflöste. Sämtliche Personen, die der Organisation angehörten, haben sich auf einer Farm in Massachusetts das Leben genommen. Man fand die Leichen einen Tag nach Inbetriebnahme des Gebäudes. Alle Aufzeichnungen, Baupläne oder Dokumente waren verschwunden. Die Menschen, die für das GP arbeiten, sind allesamt durch verborgene Internetaufrufe zu der Organisation gestoßen. Auch sie hatten niemals Kontakt zu den

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Gründern“. Es gab keinen greifbaren Verantwortlichen und die Entscheidungsträger kannten sich untereinander auch nicht. Damit wurden sämtliche Möglichkeiten der Korruption von vornherein ausgeschlossen. Wer auch nur daran dachte, sich einen Eigennutzen aus dem GP zu machen, wurde sofort eliminiert. Und das mit dem Denken war tatsächlich so, den der eigentliche Knüller wartete im Inneren des Gebäudes auf: der Gerichtssaal. Durch eine unbekannte Technik war es möglich, innerhalb des Raumes alle Gedanken der anwesenden Personen zu lesen. Die Geschworenen wussten, was der Richter dachte, der Richter wusste, was der Angeklagte verbarg, der Angeklagte wusste, was das Personal von ihm dachte und so weiter. Innerhalb des Raumes war es unmöglich, irgendetwas zu verbergen.
Am 15. Mai 2006 ging ein Aufruf über das Internet um die Welt. Es war die Sensationsmeldung und alle Medien stoppten das laufende Programm, um mitzuteilen, das ab nun alle Menschen der Welt sich mit ihrer Stimme Gehör verschaffen können. Es war nun möglich, bestimmte Menschen verhaften zu lassen, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit oder egal welcher Art ausübten. Dazu wurde von der GP veröffentlicht, das es einer bestimmten Mindestanzahl an Stimmen bedarf, damit sie tätig werden können. Sie legten fest, das sich die Höhe der benötigten Stimmen an der momentanen Weltbevölkerung anlehnt. Fünfzig Prozent, also momentan 3,25 Milliarden sind notwendig, um eine Person verhaften zu lassen. Dazu sei es nur notwendig, auf der Internetseite auf das entsprechende Konterfei zu klicken. Die Bilder konnten von den Usern selbst hochgeladen werden. Es dauerte nicht mal eine halbe Minute, da war das Bild des amerikanischen Präsidenten online. Nachdem einige wenige dazu kamen, zog der Präsident mit seinen Stimmen weit davon. Nach zwei Stunden waren es schon 500 Millionen, weitere drei Stunden und die 1,5 Milliarden waren erreicht. Der Präsident gab am 16. Mai um zwölf Uhr mittags eine Pressekonferenz, in der er ausdrücklich darauf hinwies, das er sich unter keinen Umständen der Gerichtsbarkeit diesen, wortwörtlich „menschlichen Irrsinns“ unterwerfen werde. Daraufhin wurde innerhalb kürzester Zeit die drei Milliarden-Grenze geknackt.
Es kam in der Nacht vom Sonntag auf den Montag zum Showdown in Washington. Der Präsident hatte, als nur noch 200 Millionen Stimmen fehlten, mit einem Atomkrieg gedroht. Sämtliche Sicherheitsvorkehrungen wurden getroffen, um den Präsidenten vor „Gefahren“ zu schützen. Aber sie rechneten nicht mit der Erfindungsgabe der Gründer der GP. Das weiße Haus war besser gesichert als Fort Knox und gerade als freudestrahlend der Präsident nach Überschreitung der 3,5 Milliarden Stimmen aus dem Oval Office verkündete, es sei offenbar nur ein Scherz irgendwelcher Internethacker gewesen, materialisierten sich zwei schwarzgekleidete Männer in dem Büro, legten die Wachleute mit Elektroschocks lahm und verschwanden zusammen mit dem Präsidenten auf die gleiche Art und Weise.
Josh und Frank beendeten ihre Runde nach zwei Stunden. Sie machten sich auf den Weg zum „inneren Zirkel“, dem Gefängnisbereich.
„Warst du schon mal im Gerichtssaal“ fragte Josh.
„Ja, es ist unheimlich.“
„Ich stelle mir das als großes Chaos vor, wenn gleichzeitig alle Gedanken zu hören sind.“
„Nun, deshalb sind auch nur wenige, für den Prozess wichtige Leute im Raum. Der Angeklagte wird vom Personal in den Saal gebracht. Sobald sie den Raum betreten, ist es möglich, alle Gedanken zu hören. Das ist irgendwie seltsam, denn plötzlich offenbaren sich die tiefsten Geheimnisse.“ Sie kamen an die erste von unzähligen Sicherheitsschleusen. Die Prozedur der Ausweisung mithilfe von biometrischen Daten war nicht sehr zeitaufwendig und lief beinahe schon automatisiert ab.
„Woher willst du das wissen“ sagte Josh, als er den Ausweis wieder in die Brusttasche schob. „Der Präsident ist doch der erste Fall hier.“
„Es gab Testläufe. Ich habe dabei den Angeklagten gespielt. Und damit du das gleich weißt und dich später nicht wunderst: Ich trage ab und zu Damenunterwäsche.“
Josh musste loslachen. „Was, warum sagst du mir das?“
„Das wirst du bald selber feststellen.“ Das Grinsen auf Franks Gesicht, als er seinen verdutzten Partner stehen ließ, sprach Bände. Und als Frank klar wurde, warum, versteinerte sich sein Lachen.
Schweigsam betraten sie den Zellentrakt. Der Präsident war in einem geräumigen Zimmer untergebracht. Als Frank und Josh um die Ecke bogen, sahen sie ihn in der Bibel lesend auf der Pritsche sitzen. Die Zeit einer Untersuchungshaft war nicht mehr notwendig, da der Angeklagte sich selbst entweder belastete oder freisprach.
Als der Präsident bemerkte, wie sich die zwei näherten, sprang er sofort auf und begann, wüste

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Beschimpfungen über sie hereinbrechen zu lassen. Er werde sich das nicht bieten lassen, er werde kein Gericht außerhalb der USA akzeptieren und es würde noch ernsthafte Konsequenzen für alle, er betonte „ALLE“ Beteiligten haben. Frank und Josh waren angewiesen, keinerlei Worte mit dem Gefangenen zu wechseln. So gerne sie auch mit dem „Präsidenten der freien Völker“ gesprochen hätten, es gab eindeutige Anweisungen, die bei der geringsten Missachtung aufs Schärfste bestraft wurden.
Einige Minuten später war das Trio unterwegs zum Gerichtssaal. Weitere Schleusen, diesmal von Robotern bewacht, mussten passiert
werden. Und je näher sie dem „Saal“ kamen, desto schweigsamer wurde der Präsident. Josh bemerkte einen unangenehmen Schweißgeruch. „So muss Angst riechen“, dachte er sich. Da tauchte vor ihnen die Tür zum „Saal“ auf. Eine Panikattacke überkam alle drei. Josh hielt eine Hand auf der Schulter des Präsidenten, als Frank die Tür öffnete. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bevor sie die Schwelle übertraten.
Der erste Eindruck war überwältigend. In völliger Schlichtheit präsentierte sich der Gerichtssaal. Der Richter, ein etwas dicklicher, farbiger Mann schaute nicht von seinen Unterlagen hoch, als sie herein kamen. Das Schild vor ihm weißte ihn als „Richter Morgan Crowd“ aus. Der Mann saß auf einem mintgrünen Sessel, vor sich ein einfacher Schreibtisch mit einem Monitor darauf. Davor war ein billiger Holzstuhl aufgestellt, zu dem der Angeklagte geführt wurde. Das war alles: Keine Bilder, kein Kreuz, schlichter Parkettboden, drei weiße Wände, eine Glaswand zur Linken des Richters und ein dunkler Raum dahinter.
Wesentlich beeindruckender waren die Stimmen. Joshs Augen warfen wirre Blicke und beinahe hätte er den Präsidenten vergessen. Frank stieß ihn an und lächelte. „Na, wie geht’s?“
Wie es geht? Wie geht’s? Das war Frank. In seinen Gedanken. Er sah ihn reden, hörte aber auch die Gedanken. Ich reiß dir die Eier bei der ersten bietenden Gelegenheit ab. Der Präsident. Aber er meinte nicht ihn, er schaute zu dem Richter. Mal sehen, wer hier wem was abreist. Der Richter. Es war totenstill im „Saal“, aber gleichzeitig mörderisch laut. „Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten.“ Ein Lied. Das kam wieder von Frank. Oh, offenbar die beste Idee hier drin. Ein Lied. Das lenkt von den Gedanken ab. Jetzt bringt ihn schon zum Stuhl. Der Richter schaute ungeduldig zum Trio.
Sie brachten den Präsidenten zum Stuhl, wurden von zwei Robotern abgelöst und verließen den Saal wieder. Wütend blickte der Präsident hinter ihnen her. Josh fing noch Gedankenfetzen wie „..Ihr Wichser..“, „..Die kriegen mich niemals..“, „..Ich bin unschuldig, unschuldig, UNSCHULDIG..“ auf. Als sie durch die Tür kamen, war der Spuk vorbei. Josh musste sich setzen und tief durchatmen. „Das ist unglaublich.“
„Ja,“ Frank setzte sich zu ihm, „er wird seinen Spaß haben.“
„Du meinst den Richter?“
„Nein.“
„Wieso?“ Josh schaute fragend zu ihm.
„Nun. Es wird ein kurzer Prozess. Der Richter wird ihm ein paar Fragen stellen und er wird sich dazu äußern. Aber das ist unwichtig. Es zählen seine Gedanken. Die sprechen die Wahrheit.“
„Und was wird ihm vorgeworfen?“
„Och, so einiges. Auf der Website von GP stehen die Wichtigsten. Auch von den Usern abgestimmt. Zum Beispiel wird er zu Irak, Afghanistan, Syrien und den Iran befragt. Nordkorea wird auch ein Thema. Sie werden die wahren Hintergründe aufdecken. Und natürlich den Atomvorfall. Man wird sich brennend dafür interessieren, woher die Dinger kamen.“
„Denkst du, er hat sie selbst zünden lassen?“
„Ich weiß es nicht.“ Frank zog ein angestrengt nachdenklich wirkendes Gesicht. Josh hatte das Gefühl, das er nicht die Wahrheit sagte. Er wechselte das Thema.
„Was passiert dann?“
„Je nachdem.“ Frank atmete auf. „Wenn er unschuldig ist, dann bringen ihn die „Schwarzen“ wieder zurück. Und wenn er schuldig ist.“ Er ging zum Fenster und deutete Josh, nachzukommen.
Als er aufstand, sah er, weshalb Frank so grinste. „Die Internet-User haben auch die Strafe festgelegt. Ich finde sie originell. Dort müssen wir ihn dann hinbringen.“
Vor dem Gebäude stand eine Startrampe mit einer kleinen Rakete. Der Rauch, der aus den Düsen kam, zeugte von intensiven Startvorbereitungen. Josh sah nach oben zum Himmel und fragte „wo geht die hin?“
„Zum Mond. One-Way-Ticket.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Hausmeister Charlie auf dem Weg nach oben

Charles Moory sah sich im Spiegel und schmunzelte. Der junge Mann hatte ein weißes T-Shirt an mit einem Aufdruck, den er sich bei Bills Copyland unten an der Ecke hatte anfertigen lassen. Erst meinte Bill, es sei etwas arg makaber, aber Charles zahlte brav seine 25 Dollar für das kleine Werk und wer zahlt, muss sich keinen Vortrag über Geschmack oder Sitte anhören. Nun prangten drei lächelnde Männer Arm in Arm von seiner Brust. Die drei waren Bush junior, flankiert von Hussein und Bin Laden. Darüber stand in großen roten Buchstaben „Peace on Earth“ und unter den drei: „However you like to get it“. Er war zufrieden.

Die Tür zu seinem Zimmer ging auf. Er fuhr herum, da er außer dem T-Shirt nur eine Unterhose und Socken anhatte.

„Mum, du sollst doch anklopfen.“ Sie lächelte und stellte ihm ein kleines silbernes Tablett an sein Bett. Darauf waren eine Tasse Pfefferminztee und in einem Porzellanschälchen eine runde rote Pille. Der Dampf des Tees vermischte sich mit den Sonnenstrahlen, die durch die halb geschlossene Jalousie eine gestreifte düstere Atmosphäre zauberten. „Mum!!“ Seine Mutter reagierte immer noch mit einem Lächeln und sagte schüchtern mit gesenktem Blick „Entschuldigung“. Sie wollte das Zimmer sofort wieder verlassen.

„MUM“ er brüllte ihr hinterher, sie erstarrte in der Bewegung. Madeleine Moory wusste, wann ihr Sohn „überreizt“ war. Er ging zu ihr und legte einen Arm um ihre Schultern. Ein Zittern durchfuhr ihren Körper, doch sie würde sich ihre Angst nicht anmerken lassen. Keine Schläge, flehte sie innerlich, bitte keine Schläge.

„Mum, Mummy.“ Seine Stimme klang ganz sanft, fast so wie die eines Kindes. Madeleine versuchte sich vorzustellen, statt eines 27-jährigen, unberechenbar aggressiven, leicht zurückgebliebenen Erwachsenen, ihren kleinen Charlie neben sich stehen zu sehen. Er streichelte ihr über die verschränkten Arme und drehte sie sanft zu sich um.

Irgendwie musste sie das Gespräch wieder aufnehmen, ihn beschäftigen. Er durfte auf keinen Fall ihren Anflug von Panik erraten.

„Sollst du nicht heute die Lampen in der Tiefgarage überprüfen? Steve Jankings hat für dich eine große Kiste mit Neonröhren unten vor deine Werkstatt gestellt. Er meinte, manche Ecken seien zu düster. Ich weiß, du hasst es, wenn sich jemand in deine Arbeit einmischt, aber ich glaube, er hat Recht. Manche Ecken dort unten...“

„Mum!“ Sie zuckte wieder, diesmal musste er es spüren.

„Du zitterst ja.“ Er ließ sie los. „Setz dich ins Wohnzimmer. Ich muss mir was anziehen.“ Seine Stimme war wieder sanft. „Wir reden gleich über alles.“ Er kreiste mit dem Finger durch die Luft und ging rückwärts von ihr weg. „Du weißt schon. Jankings, Tiefgarage, Arbeit, bla, bla, bla.“

„Ja.“ Ihre Trance löste sich. „Ja, ins Wohnzimmer.“ Sie drehte sich mit gesenktem Kopf und verließ das Zimmer.

Charles schaute noch mal in den Spiegel. Die Hure hatte gar nichts zu seinem T-Shirt gesagt. Während er sich seine Blue Jeans über die dünnen Beine zog, beobachtete er durch die Jalousien den Vorhof des Hochhauses. Hier vom vierten Stock sahen sich die Menschen wie kleine Käfer an. Er würde gerne ein paar von ihnen zerdrücken. Mit dem Daumen verfolgte er einen Mann mit Anzug und Aktenkoffer. Dich zum Beispiel, was wäre, wenn der Finger Gottes dich zerquetschen würde? Aus wäre es mit deinen Aktien, deinem, ich rate mal, Mercedes Marke „Schlampenschlepper“, deiner blonden Sekretärin, die ihre Möpse so schön auf und ab schwingen kann, wegen der du dir bei deiner Frau Abend für Abend das Hirn rausvögelst. Er ließ von seinem „Opfer“ ab und sah, wie die sechzehnjährige Mandy zur Haustür lief. Sie hielt ihren Rucksack vor der Brust und hatte es ziemlich eilig.

„Oh, gut“ sagte er zufrieden zu sich selbst. „Jetzt sind alle da für die Party.“

Charles holte aus der Nachttisch-Schublade (Tee und Pille waren jetzt nicht mehr wichtig) eine 44er Desert Eagle, die er ebenso in Bills Copyland erstanden hatte. Ja, Bill verdiente sich seine Dollars und nicht nur Charles wusste von der Waffenkammer im hinteren Teil des Shops. Mit der Pistole zielte er wieder auf den Mann im Anzug, der gerade an einer öffentlichen Telefonzelle bestimmt mit seinem Flittchen sprach.

„Was wäre, wenn Gott statt seines Fingers eine Eagle hätte“ fragte er sich und drückte den Abzug drei mal

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

durch. Das Klicken war leise und angenehm und Charles fühlte sich großartig. Im Schubladen lagen mehrere Päckchen mit .44 Magnum Geschossen, die Charles in die Taschen seiner roten Regenjacke stopfte. Ein Päckchen riss er auf und lud die Waffe mit 8 Schuss. So saß er auf dem Bett und starrte noch mal in den Spiegel. Seine etwas vorstehenden Zähne und die ungekämmten schulterlangen Haare machten sein Erscheinungsbild wild und unberechenbar. Oh, ja, heute fühlte er sich großartig. Heute würde er eine Party geben und alle seine Freunde im Haus dürfen mit ihm feiern. Es war der Tag, an dem er klarstellen würde, das es nicht in Ordnung sei, ihn immer als Menschen zweiter oder sogar dritter Klasse zu behandeln. Auch er hatte ein Recht auf Respekt und Anerkennung und wenn er heute fertig wird, dann würden alle sagen: „Schau an, Charlie hat sich Respekt verschafft. Er ist einer, der sich nicht so leicht auf den Kopf schlagen lässt. Oder in den Arsch treten.“ Er fing zu grinsen an, was seine Zähne noch mehr wie ein aufgehendes Garagentor aussehen ließ. Ja, sie würden ihn feiern. Endlich mal einer, der sich durchsetzt. Einer, der seinen Weg macht. Nach oben, nicht immer nach unten. Er entsicherte die Eagle. Ein Gefühl von Stärke und Euphorie durchfuhr ihn. Die Pille würde er heute nicht brauchen. Charlie wird heute zu Charles.
Madeleine Moory hörte etwas von „..du Hure fickst dauernd diesen Jankings und glaubst wohl, ich würde nicht dahinter kommen..“ Sie sah auf in die Mündung einer Waffe und spürte den Adrenalinstoß und die Muskeln anspannen. Ihr Herz schlug an ihren Kehlkopf und sie versuchte, den Ernst der Lage zu begreifen. „Charlie? Hast du nicht die Pille genommen? Charlie, Schätzchen, die Pille..“ In diesem Augenblick durchschlug eine Kugel ihr ängstliches Gesicht. Ihr Mund wollte noch die nächsten Worte formen, aber blieb bei einem O stehen, als sie verspürte, wie ihr der Hinterkopf in einem heißen Schwall aufriss. Dann war es dunkel.
„Charlie braucht heute keine Pille. Nein, Charlie ist in guter Stimmung und braucht den Blocker nicht. Charlie wird endlich mal seinen Gefühlen freien Lauf lassen.“
Er betrachtete die Sauerei, die der Kopf seiner Mutter hinter dem Fernsehstuhl mit den Gardinen und der Wand angerichtet hatte, beschloss, es später mit einer extra großen Portion Vanish Clean zu beseitigen und zog sich seine Nikes an. Mit einem Kopfhörer und Walkman, den er an eine Schlaufe seiner Hose heftete, machte er sich vergnügt auf den Weg nach oben. In dem CD-Player drehte sich der Soundtrack von Quentin Tarantinos „Pulp Fiction“.
Fünfter Stock: Eine Tür mit der Aufschrift: „Jankings Paradise. Treten sie mit einem glücklichen Lächeln ein.“ Charles klingelte und wartete. Die Musik war nicht allzu laut, aber trotzdem konnte er nicht hören, wie Jankings zum zweiten Mal freundlich darum bat, doch einzutreten. Jankings hatte Vertrauen in seine Nachbarn. War er es doch, der sich in Wirklichkeit um alles kümmerte, nicht dieser Bengel seiner kleinen Freundin. Bei der nächsten Mieterversammlung würde er, freundlich wie immer, aber bestimmt kundtun, das er wohl besser für den Hausmeisterposten geeignet wäre. Mal im Ernst, dieser kleine Bastard Charlie hatte doch nicht den blassesten Schimmer, irgendetwas zu reparieren. Ständig hängt er entweder in seiner Werkstatt oder auf dem Flachdach des 20-Stöckers herum, statt sich um die Belange der Mieter zu kümmern.
„Kommen sie herein.“ Jankings musste niemals jemanden dreimal auffordern, einzutreten. Also wuchtete er seinen schweren Körper aus dem Sessel, legte das Do-it-yourself Buch zur Seite und öffnete die Tür. Sein Blick fiel zuerst auf die Pistole, die genau auf seine Eier zielte.
„Oh, Charlie, hey.“ Er versuchte gefasst zu bleiben. „Das ist doch keine echte Pistole, mmh? Du versuchst mir einen Schreck einzujagen.“ Charles lächelte. Jankings bekam es mit der Angst zu tun. Er wollte gerade wieder ansetzen, als Charles nur ein Wort rausbrachte: „Schnauze.“ Der Schuss zerfetzte ihm seine Genitalien und er ging mit einem jämmerlichen Jaulen in die Knie. Bevor er allerdings unten war, riss ihm eine zweite Kugel den Kehlkopf weg. Charles dachte nach. „Mmh, noch 5 Schuss, muss noch nicht nachladen“ und trabte vergnügt weiter.
Achter Stock: Zwei Halbstarke im Flur warfen sich gegenseitig einen Gummiball zu. Die zwei Schüsse, die irgendwo unter ihnen knallten, waren für diese Stadt und diesen Stadtteil nichts außergewöhnliches. Bobby Clearance zündete sich eine Camel an und meinte zu seinem langjährigen Kumpel Martin Sorvey: „Hat wohl jemand den alten Köter der irren Ms. Carding erschossen.“
„Ja.“ Martin prustete los und warf den Ball zurück. „Oder der Spinner aus dem Vierten hat sich endlich die Birne weggeschossen.“ Jetzt war es an Bobby, der sich nicht mehr halten konnte.
„Schade.“ Ihm kamen die Tränen. „Ich würde Charlie gern noch mal zum Abschied in den Arsch treten. War immer ein besonderer Spaß.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Aus den Augenwinkeln konnte Bobby noch eine Bewegung an der Treppe wahrnehmen, bevor zwei Schüsse seine beiden Lungenflügel zur Aufgabe ihrer Arbeit zwangen. Martin sah, wie dieser Freak von Hausmeister seinem Kumpel das Lebenslicht ausknipste und zögerte keinen Augenblick, sich aus dem Staub zu machen. Als er im Lauf drei Einschüsse an der Wand vor ihm registrierte, verstarb er, bevor er feststellen konnte, das die Kugeln auf dem Weg zur Wand keinen anderen als durch seinen Körper nehmen mussten. Er fiel wie ein achtlos weggeworfener
Sack voll mit Scheiße.
Das gefiel Charles. Die zwei waren ihm immer ein Dorn im Auge und er hatte ihnen mehrmals gedroht, sich zu rächen, aber sie hatten ihn nur ausgelacht und weiter getreten, geschlagen, geschubst. Jetzt war er es, der lachen musste. Er hielt sich vornüber auf die Knie gebeugt, sah sich die zwei Kadaver vor ihm an und lachte, lachte, lachte. Tränen der Freude kamen ihm aus den Augenwinkeln, als er tief Luft holte und gefasst die Eagle nachlud. Als neben ihm eine Wohnungstür aufging und ein kleines achtjähriges Mädchen verängstigt rausblinzelte, hielt er im Affekt die Mündung genau auf ihren Kopf gerichtet. Der Finger am Abzug spannte sich und für einen Augenblick sah er in den Augen der Kleinen sein Spiegelbild. Endlose Sekunden verstrichen. Charles zitterte am ganzen Leib, die Kleine rührte sich nicht. „Wie ein kleines Reh, das von Schweinwerfern geblendet wird“ dachte sich der Hausmeister. Er hob die Waffe, kniete sich nieder und tätschelte ihre Wange. „Geh spielen“ sagte er liebevoll. „Das hier ist noch nicht deine Welt.“ Das Mädchen sagte etwas und schloss wieder die Tür. Er hätte zu gerne gehört, was sie meinte, aber gerade war es Bruce Willis in seinem Kopfhörer, der verkündete, das Zed tot sei. „Zed´s dead, Baby. Zed´s dead.“
„Ja genau.“ Er richtete sich auf, würdigte die beiden Toten keines weiteren Blickes und machte sich weiter auf den Weg nach oben. „Zed ist tot.“
12. Stock: Ein Klopfen an der Tür mit der Aufschrift 12/02. Ben Court fuhr aus einem wirren Traum hoch. Er suchte im Halbdunkel seines Zimmers nach einem Orientierungspunkt, aber mit eineinhalb Flaschen Bourbon zur Mittagszeit war das nicht so einfach. Das erste, was er bemerkte, nachdem die Achterbahn stoppte, die ihn mit Loopings durch die Aufwachphase begleitete, war seine vollgeschissene Hose. „Verdammt,“ er lallte mehr als er deutlich artikulieren konnte. „Moment,“ rief er zur Tür „ich, äh, kann jetzt nicht.“ Jetzt fiel ihm der dazu passende bestialische Gestank auf und er versuchte sich aufzurichten, ohne noch mehr von der braunen Masse auf der Innenseite seiner Oberschenkel zu verteilen. „Hallo?“ Wieder das ungeduldige Hämmern an der Tür. „Shit, Charlie, bist du das? Hör zu, ich kann jetzt nicht. Ich, äh, hab Besuch.“ Erneutes Klopfen. „Sag mal, sind sie taub, oder was?“ Er stolperte zur Tür, fiel beinahe über seine Füße, schlug gegen den Türrahmen und versuchte durch den Türspion den ungebetenen Gast zu erkennen. Noch als er sich wunderte, warum es in dem Flur so dunkel sei, kam ihm das Guckloch in Verbindung mit einer Kugel aus dem Lauf der Waffe entgegen.
Ben Court starb mit vollgeschissener Hose.
Charles schaute durch das Loch in der Tür und war zufrieden. Besser konnte es gar nicht laufen. Es würde zwar keinen Schnaps mehr von diesem alten Sack geben, aber das war ok so. Er konnte es nicht leiden, wie Ben bei den Saufgelagen versuchte, ihn zu berühren. Irgendwie hatte Charles immer das Gefühl, das er von dem alten Mann zu sehr gemocht wurde. Als Ben vorgestern wieder nicht seine Hand in Charles Hose stecken durfte, hatte er noch gemeint: „Du Wichser, irgendwann leg ich dich flach.“ Nun, jetzt hat Charles Ben flachgelegt.
17. Stock, letzte Station vor dem Dach für Charles Moory. Er musste unbedingt noch jemanden treffen, bevor er seinen Weg nach oben fortsetzen konnte.
„Klopf, klopf“ sagte er durch die Tür mit dem kleinen Namensschild. Darauf stand in verschnörkelten Buchstaben „Family Gardner greets you“. Er lächelte und hämmerte an die Tür. Mandy Gardner öffnete ihm und er konnte durch die Musik der Revels aus seinem Player ihren Vater im Hintergrund schreien hören.
„Mandy, sag dem Sack, er soll sich verpissen, oder ich poliere ihm die Fresse.“
Mandy war sich nicht im klaren darüber, auf was sie zuerst reagieren sollte. Mit erstarrtem Blick verfolgte sie, wie Charles auf ihre hübsche Stupsnase anlegte. „Mandy! Hörst du nicht!“ Ihr Vater kam um die Ecke gebogen und blieb stehen.
„Charlie.“ Mandys Angst legte sich in ihrer Stimme nieder. Sie klang wie aus weiter Ferne, aber Charles konnte eh nichts hören. Er beobachtete, wie vor ihm das Mädchen irgendwelche Worte mit ihren hübschen Lippen formte. Lippen, mit denen sie ihn verwöhnt hatte in seiner Werkstatt unten im Keller.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Lippen, mit denen sie ihn lächerlich gemacht hatte vor ihren Freundinnen. Lippen, mit denen sie Lügen über seinen Penis erzählt hatte und die ihm den Spitznamen „Stummelchen“ einbrachten. Lippen, die plötzlich, er musste selbst erschrecken, als er den Abzug durchbog, in roten Blüten nach allen Seiten aufgingen, als sich die Patrone durch das Lügenmaul grub. Mandys Vater stürzte schreiend auf ihn los. Das konnte Charles jetzt hören. Herrgott, der Mann war völlig außer sich. Noch paralysiert von den Blutspritzern, die aus dem Mund des Mädchens durch den ganzen Raum flogen, erschoss er Mr. Gardner. Das tat ihm ein bisschen leid. Der Mann konnte ja nichts für seine missratene Göre.
Charles fasste sich wieder, zuckte mit den Schultern und machte sich weiter auf den Weg nach oben.
Dach des Hochhauses: Der Wind kündete von einem Sturm, der sich auf das Treiben und den Trubel der Stadt zu bewegte. Blitze und schwarze Wolken flogen über den Horizont. Charles Moory stand nun ganz oben und fuchtelte mit der Eagle in den Himmel.
„Siehst du? Ich bin ganz nach oben gekommen.“
Er suchte das Firmament mit prüfendem Blick ab. „War ja klar, du Wichser“ brüllte er in die Wolken. Ein heller Blitzstrahl durchbohrte quer den Himmel über New York.
„Nicht nur,“ er verriegelte den Aufgang zum Treppenhaus mit einer Sprengfalle, die nicht nur die Tür, sondern mit den riesigen Batzen Plastiksprengstoff unter einem Kabelgewirr auch noch das Stockwerk darunter wegbrennen würde, „das du mich in diese Hölle hineingeboren hast.“ Der Wind wurde stärker und wehte ihm die Haare in die schweißnasse Stirn, als er rüber zu dem Schuppen auf dem Dach ging. „Nein, jetzt wo ich hier endlich mal für klare Verhältnisse gesorgt habe, bist du nicht Manns genug, mir zu offenbaren, was für einen Riesenfehler du mit mir gemacht hast. Aber ich werde dafür sorgen, das selbst du mich erhörst.“ Er brüllte mit sich überschlagender Stimme in den wolkengeschwängerten Himmel, warf die Eagle achtlos zur Seite und öffnete den kleinen Bretterverhau, der ursprünglich mal ein Taubenschlag war.
„Ich werde dafür sorgen, das jeder weiß, das du in Wahrheit nicht Gott, sondern der Teufel bist. Und hier ist die Hölle und hier werden alle für irgendetwas bestraft.“ Charles riss einige Abdeckfolien von ein paar pultähnlichen Gegenständen mit Schaltern und Hebeln. Der geprüfte Blick eines Sprengmeisters hätte gereicht, um mitteilen zu können, das sich hinter der Ansammlung aus Knöpfen und Drähten ein kompliziertes, für eine gewaltige Sprengung vorbereitetes, mechanisches Werk verbarg. Unzählige Kabel gingen in die Schächte, die sich in dem Haus in jede einzelne Wohnung verteilten.
„Gott!!!“ Er brüllte so laut, das sich der Donner über ihn im Nichts verlor. „Ich befehle dir, mir zu erscheinen.“ Charles legte ein paar Schalter um und die ganze Konsole fing zu blinken an. Ein Hubschrauber hatte sich über die Brüstung des Wolkenkratzers an ihn herangeschlichen. Eine Stimme aus einem Lautsprecher befahl ihm, sich sofort auf den Boden zu legen. Er hob die Hände und warf sich hin, als er bemerkte, das an der Tür mit der Sprengfalle heftig gerüttelt wurde.
Die Hubschrauberbesatzung des Sondereinsatzkommandos war noch geblendet von der gewaltigen Detonation, die das Special Team eins (zwanzig Mann) nicht hatte überleben können, als der Pilot schreiend und fuchtelnd die anderen auf Charles Moory aufmerksam machte, der mit einer Panzerfaust auf sie zielte.
In einem Feuerball schoss der Heli zu Boden und Charles Moory war zufrieden. Das würde ein guter Tag werden. Er würde seinen Spaß haben. Der Unterbelichtete war nun ganz oben, dachte er noch schmunzelnd, während er seinen Koffer mit Granaten aus dem Bretterverschlag holte.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Der Würger von Green Day

„Ah, ja, es ist endlich warm draußen, Leute, und wer heute nicht endlich seine Pullover und Jacken in Kisten oder gaaanz hinten im Schrank verstaut, ist OUT. Gary?“
„Ooooooooooout, out, out, out.“
„Danke, Gary. Ich möchte wissen, wer mir einen Affen als Co-Moderator hier hingesetzt hat. Oh Gott, Gary, das macht man nicht mit einem Mikrofon.“
Mike Marill musste loslachen und drehte den Regler des Autoradios etwas lauter. Die Abendshow von David und Gary war immer zum Brüllen. Der arme David wurde diesen Affen einfach nicht mehr los.
„Ich beantrage eine einstweilige Aussetzung des Artenschutzabkommens. Diesem Orang-Utan gehört mal richtig...au...Gary...nein...nicht das Bein...das kitzelt. Ich muss mir was einfallen lassen. Währenddessen hier für die Jungen und Junggebliebenen: Pink Floyd.“
Oh ja, das war gut. Mike drehte noch etwas lauter und verschränkte zufrieden die Arme hinterm Kopf. Wenigstens langweilte er sich nicht, während er auf Lisa warten musste. Sie war sicher wieder beim Flirten mit einem ihrer Trainingspartner, aber das störte Mike nicht. Seine Tochter kam jetzt in ein Alter, da es ganz normal war, Interesse am anderen Geschlecht zu äußern.
„Hey, you“ sang David Gilmour und versetzte mit ein paar einfachen Worten eine ganze Generation in melancholische Stimmung. Es war der erste richtige Sommerabend dieses Jahr. Die Temperaturen hielten sich auch jetzt um 18.30 Uhr noch um die 20 Grad und Mike überlegte, sich in der Eisdiele „Gilmoni“ gegenüber der Sporthalle noch ein oder zwei Kugeln zu holen. Schoko und Vanille, nichts besonderes, Mike war ein einfacher Mensch, konnte mit dem neumodischen Kram selten etwas anfangen. Er rückte sich auf dem Ledersitz des Volvos zurecht, öffnete den obersten Knopf des Hemdkragens, der Schweiß stand ihm im Genick. Die Brieftasche zeigte ihm einen Hundert-Dollar-Schein, mehrere Kreditkarten, ein Foto seiner Familie, aber sonst nichts. Kein Kleingeld, und ein großer Schein war zu überheblich für zwei Kugeln Eis. Er würde darauf verzichten müssen, schade. Also, musste die Klimaanlage für Abkühlung sorgen. Kaum hatte er den Knopf gedreht, riss jemand die Beifahrertür auf und schrie: „Buh.“ Beinahe hätte er sich in die Hosen gemacht und sah das fröhliche Gesicht Lisas mit gemischten Gefühlen, musste aber dann selbst loslachen.
„Komm rein.“ Sie huschte auf den Beifahrersitz.
„Hier vorn darfst du eigentlich noch nicht sitzen.“ Er legte eine ernste Mine auf, um ihrem flehenden Blick Gegenwehr bieten zu können.
„Dad, heute habe ich Geburtstag.“ Sie fing zu schmollen an.
„Heute?“ Er riss die Augen auf, starrte ganz entsetzt und verlegen, bis sie seinen Bluff beinahe glaubte. „Hast du nicht erst morgen..“
„Dad, ich bin jetzt zwölf. Verarschen kannst du Tina, aber mich nicht.“ Tina war die kleine Schwester, gerade mal den Windeln entwachsen. Sie knuffte ihn am Oberarm. „Au“, spielte er „ok, ok. Wusste ja nicht, das die Geschenke heutzutage rausgeprügelt werden. Hier,“ er hielt ihr einen kleinen Umschlag hin, „alles Gute zum Geburtstag.“ Sie griff danach, er zog ihn weg. „Na?“ Er deutete mit dem Finger auf seine Wange. „Haben wir nicht etwas vergessen?“ Sie gab ihm einen fröhlichen Schmatz auf die Backe. „Danke, Dad.“ „So ist es gut, Kleine.“ Er gab ihr das Geschenk und setzte den Volvo in Bewegung.
Lisas braune Augen wurden so groß wie Kekse, als sie den Fünfzig-Dollar-Schein und die kleine Silberkette rausfischte. Sie wollte gerade zu jubeln anfangen, als Mike den Radio lauter drehte.
„Pst, Kleine.“
„Die Kurznachrichten auf CF108. Der Ausbau der Flughafenanbindung wurde nach dem Leichenfund einer 24-jährigen Prostituierten heute morgen fortgesetzt. Die Anzahl der ungeklärten Mordfälle in den letzten vier Monaten stieg somit auf sieben. Einen Zusammenhang, so Chief Clark, könnte gegeben sein, aber noch nicht eindeutig bewiesen. Sicher sei nur, das alle Opfer erwürgt worden sind und sich sonst keine Spuren bisher fanden. Chief Clark weist Vorwürfe zurück, die Polizei würde im Dunkeln tappen. Es gäbe eindeutige Hinweise. Die Ermittlungen dauern an.“
„Wenn die Hinweise so eindeutig sind, wieso läuft der Irre dann noch frei rum?“ Mike sprach mehr mit sich selbst und bemerkte erst jetzt das besorgte Gesicht Lisas. Sofort schaltete er das Radio aus und setzte eine sorglose Mine auf.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Na, Kleine, mach dir keine Sorgen. Die kriegen ihn und dann ist der Spuk vorbei.“
„Die Leute in der Nachbarschaft machen sich Sorgen. Die Toten sind alle aus unserem Viertel.“ Lisa ließ sich nicht so schnell beruhigen. Er bog in die Auffahrt zu seinem kleinen Häuschen, stellte den Motor ab. Seine Stirn zeugte von ernsten Sorgenfalten.
„Dad.“
Es war unglaublich, aber wahr. Niemand machte sich ernsthaft jemals Gedanken, dass solche Horrormeldungen, wie sie jedes Mal aus dem Radio oder dem Fernseher kamen, in ihr Leben eindringen würden. Man fühlte sich immer irgendwie unangreifbar. Hier bei uns gibt es so etwas nicht, war ein beliebter Spruch. Nun, die Realität kommt manchmal mit einem erbarmungslosen Knall und dann reißen alle die Augen auf und sind völlig verwirrt, das sie selber plötzlich Mittelpunkt einer Mord- oder Vergewaltigungs-, Betrugs- oder Katastrophenserie sind. Hier draußen im Vorort „Green Day“, ein Viertel für die etwas besser Verdienenden, war so etwas undenkbar. Bis vor vier Monaten Milchmann Prims an einem frühen Januarmorgen, es war so gegen fünf, unter einem Schneehaufen die Leiche der Branning-Tochter fand. Die Brannings wohnten nur drei Häuser weiter als die Marills und der Schock saß tief, nachdem klar wurde, das es kein Unfall war.
„DAD!“
Mike schreckte hoch.
„Du sagst doch die Wahrheit, oder? Ich meine, sie müssen ihn doch irgendwann mal kriegen.“
Lisa hatte ihre beste Freundin vor zwei Monaten verloren. Es war wieder der „Würger“, der die Leiche der kleinen Mia wie Abfall in einen Container vier Straßen weiter stopfte.
Mike schaute ihr tief in die Augen und musste sich selbst belügen, als er sagte „natürlich, Kleine, das dauert nicht mehr lange.“
Als Lisa aus dem Wagen hüpfte und in den Garten hinter das Haus zu ihrer Geburtstagsparty lief, schaute Mike die Straße entlang. Es war mehr ein misstrauischer Kontrollblick, während er seine eigene Sporttasche aus dem Kofferraum holte. Die meisten Nachbarn hatten sich zurückgezogen. Nicht nur von den Marills. Keiner traute mehr den anderen so richtig, denn solange der Mörder nicht gefasst wurde, war jeder verdächtig. Gerade hier in „Green Day“, wo jeder jeden kannte, war die Tatsache, das der Mörder offensichtlich unter ihnen wohnte, ein psychologischer Albtraum. Einige sind, wo es möglich war, vorübergehend weg gezogen, haben ihre Familie in Sicherheit gebracht. Das konnte Mike sich nicht erlauben. Gerade erst war er in die neue Kanzlei gewechselt und hatte die ersten Steuerrechtsfälle zu bearbeiten. Seine Frau konnte nicht weg, da sie vormittags eine alte Dame am anderen Ende der Hillside-Road zu betreuen hatte. Diese Aufgabe konnte und wollte sie nicht abgeben, sehr zu seinem Unverständnis. Was hätte er davon, wenn seine Mary oder Lisa (Tina passte nicht in das Opferprofil, sagte die Polizei) tot wären, die alte Schrulle aber noch weiter sabbernd in ihrem Rollstuhl auf der Veranda das Leben lebte, das sie eigentlich schon längst auf natürliche Weise hätte beenden sollen. Entsetzt ertappte er sich dabei, als er ins Haus kam, das er der Alten den „Würger“ an den Hals wünschte. Verdammt, fröstelnd lief ihm ein Schauer über den Rücken, hoffentlich haben sie ihn bald.
„Mary, wir sind da.“
Vom hinteren Teil des Hauses mit dem Wohnzimmer und der Veranda konnte er Gemurmel vernehmen. Aha, die Party war schon im Gange. Es tat ihm irgendwie leid, dass Lisa nicht eine größere Feier bekam, aber beinahe alle Einladungen wurden ignoriert. Es kamen nur die Borders mit ihrem Sohn Frank, der sich leidenschaftlich in seine Kleine verliebt hatte (noch war es nicht so Ernst, so das Mike darüber noch schmunzeln konnte). Und so weit ihn nicht sein Gehör täuschte, waren auch die Carsons mit den Zwillingsmädchen da. Die beiden verstanden sich blendend mit Lisa. Das reichte zwar für keine große Feier, aber immerhin war damit Lisas Abend gerettet.
„Ich weiß,“ Mary kam ihm entgegen mit einem Drink in der Hand. Er nahm sich das Glas Gin Tonic, setzte an, leerte es und reichte es ihr wieder zurück. Dann gab er ihr einen dicken Schmatz, griff ihr mit der freien Hand an den Po und sagte frech: "Hey, du scharfes Ding, du.“
„Heeeh,“ sie schob die Hand weg, „nicht jetzt, dafür ist vielleicht später noch Zeit, du ebenso scharfes Teil. Wie war das Training?“ „Oh, gut, die Jungs vom Team sind echt in Ordnung..“ Sie kniff ihm in den Schritt, zwinkerte ihm zu und verschwand hüftschwingend wieder in den Garten.
Er blieb erst verdutzt stehen, sie hatte offensichtlich schon etwas mehr getrunken, sah sich schon im Schlafzimmer mit ihr bei leidenschaftlichen Spielchen heute Nacht, brachte vergnügt die Sporttasche

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

nach oben ins Bad und leerte die verschwitzte Wäsche in den Wäschekorb, wobei er das Shirt mit dem Aufdruck des Softball-Teams, bei dem er neuerdings einmal die Woche trainierte, sofort in die Trommel zu der anderen Buntwäsche stopfte.
Im Garten roch es nach einem leckeren Barbecue. Die Spareribs brutzelten auf dem Grill, das Flaschenbier war in einem kleinen Eisfass kühl gestellt, Salate aus Kartoffeln, Gurken, Mais und Bohnen sammelten sich auf einen Beistelltisch und die Freunde der Familie standen fröhlich plaudernd mit Cocktails und Softdrinks in der Hand zwischen sich tummelnden Kindern. Für einen Moment sah Mike eine kleine, perfekte Welt vor sich. Die roten und blauen Gartenlampen, die er am Vortag zwischen die Bäume aufhing, zeichneten in der untergehenden Sonne einige bunte Punkte auf den Rasen. Er
nahm sich ein Bud aus dem Fass, öffnete es und begrüßte Samuel und Elvira Border. Sie war wie immer etwas überschminkt, was durch das Farbenspiel seiner Krawatte aber wieder wettgemacht wurde. Es gesellten sich alle um den großen Gartentisch und ließen sich die Spezialburger und Ribs (mit einer merkwürdig geheimen Soße) seines besten Freundes, Bill Carson, schmecken. Für ein paar Stunden war jeglicher Gedanke an den Horror, der sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft abspielte, vergessen.
So gegen neun Uhr abends, die Kinder spielten oben im Haus, war es Samuel Border, der das Gespräch wieder auf den „Würger“ brachte. Alle waren schon etwas angetrunken und amüsierten sich gut, so wirkte sein Satz wie eine kalte Dusche.
„Ich habe da so eine Theorie über den Wahnsinnigen.“ Sofort trat ihm Elvira an sein Bein, aber er hatte den Satz schon ausgesprochen. Das allgemein fröhliche Lachen verstummte, Mike sah sich als Gastgeber in der Pflicht, darauf zu antworten. Er schnaufte tief durch.
„Sag an, Sam. Was für eine Theorie hast du, die nicht schon irgend jemand geäußert hätte.“
„Ich meine..“
„Nicht so laut.“ Elvira fiel ihm ins Wort. „Die Kinder.“
„Ich meine,“ er strafte seine Frau mit einem Blitz aus geweiteten Pupillen (Mike vermutete, das er sich eine Line Koks gegönnt hat) „wir liegen schon richtig mit unserem Verdacht, das es einer aus der Nachbarschaft sein muss. Aber wieso verdächtigen wir nur, wenn die Antwort doch klar auf der Hand liegt.“
Jetzt wurden alle hellhörig. Das konnte interessant werden. Sam beugte sich nach vorne, sein Blick senkte sich theatralisch und im verschwörerischen Tonfall setzte er fort: „Es fallen meiner Meinung nach alle Familienväter aus, da der Täter sonst Spuren hinterlassen würde. Ich meine, keine Frau ist so blöd, nicht zu merken, dass ein Mörder neben ihr schläft. Meine Elvi merkt ja schon, wenn ich nur daran denke, ihr den Kopf abzureißen.“ Er brüllte lautstark los, war sichtlich stolz auf seine witzige Art. Die kleinen Spucktröpfchen, die dabei über die Schminke seiner Frau nieder gingen, machten die Situation nicht gerade angenehmer für sie.
„Sam, du altes Arschloch“ sagte Mike. „Ich wusste, das du uns verarschen wolltest.“
„Nein,“ prustete er „diesmal seid ihr mir auf den Leim gegangen.“
Mike fiel auf, dass Bill nicht lachte.
„Was ist, Bill. Bist du der Mörder oder warum lachst du nicht.“
Er ignorierte den Kommentar Mikes. „Ich glaube, Sam hat diesmal gar nicht so unrecht.“
Sofort verschluckte Sam sein Lachen und riss die Augen ungläubig auf. „Was? He, das war Spaß.“
„Vielleicht, aber ich denke, er ist wirklich ein Einzelgänger. Und davon haben wir hier nur zwei.“
Bill ließ den Blick über die Gesichter seiner Freunde gleiten. Er nahm einen weiteren Schluck Bier (sein fünftes und damit war er der Loser, was den Konsum anging) und setzte fort: „Ja, genau. Jetzt schaut ihr. Darauf hätten wir auch früher kommen können.“
„Ok,“ Mike stand auf und blickte in das Dunkel des Waldes hinter dem Garten, „du sagst, es sind zwei. Mir fällt da nur der alte Clayton ein.“
„Genau.“ Sam kam wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. „Aber der kommt ohne seinen Krückstock nicht allzu weit rum. Der scheidet aus.“
Bill stand nun auch auf, leerte seine Flasche. „Und wer bleibt dann noch?“
Ein Schweigen sagte ihm, das er es aussprechen sollte. „Ja, der komische Bernard, drüben am Sideway Drive.“
Mike fuhr herum. „Sag mal, denkst du nicht, das die Polizei da schon längst draufgekommen ist. Ich weiß zufällig, das der Kerl nun schon drei mal verhört worden ist. Sie haben sein Haus mehrmals auseinander

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

genommen. Nichts. Gar nichts.“
Bill ließ sich nicht beirren. „Nun, vielleicht hat die Polizei nichts gefunden, aber ich bin mir sicher, dass er es ist.“
Sam stutzte „und warum bist du so sicher, das er es ist?“ Er konnte ein gelangweiltes Gähnen nicht unterdrücken. Mike wollte Bill schon für sturzbetrunken erklären, als dieser sagte: „Nun, er ist der Einzige, der keinen von uns jemals zu sich eingeladen hat. Mike, du warst schon in jedem Haus in diesem Viertel zu Gast und wohnst erst seit zwei Jahren hier. Ich war schon überall eingeladen. Sam?“ Sam nickte nur. „Genau, auch er war, obwohl er manchmal etwas merkwürdig ist, überall. Alle hier sind sich vertraut, nur einer meidet uns.“
Mike musste sich setzen. Irgendetwas in ihm sagte, das Bill durchaus Recht haben könnte. Abgesehen davon, das dieser Bernard keinen Kontakt wünschte, machte er jeden Tag einen Spaziergang durch das Viertel und grüßte niemanden. Vielleicht sucht er sich ja seine Opfer dabei aus? Mary ergriff das Wort: „Ich meine, es gibt nur eine Möglichkeit, die Wahrheit heraus zu finden.“ Sie würde das niemals so von sich geben, wenn sie nicht schon ein paar Drinks intus hätte. „Geht zu ihm und prügelt ihm die Wahrheit raus. Prost.“ Sie lachte los und erwartete, das die anderen ihrem nicht so ernstgemeinten Spruch zustimmten, doch die Männer sahen sich nur an und plötzlich wurden sie zu einer Gemeinschaft, die ein Geheimnis aufzudecken hatte.
„Wer kommt mit?“ Mike stellte seine Flasche ab und machte Anstalten, aufzubrechen.
„Ich. Ich komme mit.“ Bill sah zu seiner Frau, die ihm einen bewundernden Blick zuwarf. Sam brauchte seine Elvira gar nicht erst zu fragen. Sie würde am liebsten selbst mitkommen. „Na klar. Hauen wir dem ollen Bernard seine Visage in Stücke. Dieses Arschloch wird sich wünschen, niemals geboren worden zu sein. Schluss mit dem Würger.“
„Alles klar,“ Mike ging ins Haus, „ich muss noch schnell pissen, dann kann es losgehen.“
Auf der Treppe hörte er die Kinder toben. Als er fast ganz oben war, kam ihm die ganze Horde, angeführt von Lisa, entgegen gerannt. Sie wollten sich an ihm vorbei drängeln, aber Mike hielt seine Tochter am Arm fest. Sie wedelte mit den Händen vor ihrer Nase, „Puh, Dad, du stinkst nach Alkohol.“ Die Zwillinge und der Junge kicherten und liefen nach unten.
„Sag mal, du Frechdachs, wo ist eigentlich deine kleine Schwester?“
„Oh,“ sie versuchte, angestrengt nachdenkend zu wirken, „irgendwo hier oben.“
Er ließ sie los und ging ins Bad. Die Blase drückte unangenehm. Die Melodie „Hey you“ summend öffnete er die Tür und erstarrte. Das Licht war schon an. Irgendwo im Hintergrund konnte er die ungeduldigen Rufe seiner Kumpels hören.
„Hey, Mike, nimm doch ne Binde deiner Frau.“ Sam wurde wie immer, wenn er zuviel getrunken hatte, ausfallend. „Oder, ne Windel deiner Tochter. Hahaha. He, Mike. Komm schon.“
„Wir warten vor der Tür.“ Das war Bill. „Komm, schon, du Säufer.“ Mike hörte, wie Bill den singenden Sam nach draußen zog. Sie lachten.
Vor Mike stand die Waschmaschine. Vor der Waschmaschine stand seine kleine Tochter Tina. Sie hatte sich offensichtlich hier alleine umgesehen und in der Trommel gewühlt. Dabei muss sie sein Shirt vom Training rausgezogen haben. Mit großen Augen und ihm entgegen gestreckten Armen flehte sie fröhlich ihren Dad an, er solle sie hochheben. Sie hatte das Shirt angezogen und zupfte daran.
„Daddy, T-Shirt.“ Tina lachte. „Schönes Daddy T-Shirt.“
Auf dem Shirt war quer über den Aufdruck seines Teams eine riesige dunkelrote Blutspur. Über und über war der Rest des Shirts mit dicken Spritzern in Rot bedeckt. Tina hatte darin gewühlt. Auch ihre Hände waren voller Blut.
Entsetzt wich er einen Schritt zurück. Wessen Blut war das? Wie kam es auf sein Shirt? Er hatte doch Training und beim Softball gab es niemals ernste Unfälle. Tina kam ihm mit ihren roten Händen hinterher.
„Daddy, hochheben.“
„Es ist nicht dein Blut.“ Er fuhr herum. Wer war das? Aber er sah nur sein Gesicht im Badspiegel.
„Hallo?“ Panisch drehte er sich im Kreis. „Hallo?“ Ihm wurde schwindlig. Da stoppte er seine Drehbewegung vor dem Spiegel und sah, wie das Gesicht (sein Gesicht) zu einer verzerrten Fratze wurde. Das Spiegelbild sprach mit ihm. Was sollte das?
„Es ist das Blut Dorothy Myes. Du hast sie heute getötet und du hast nicht viel Zeit. Also, pass auf.“
Er wich vor der entstellten Grimasse zurück, fasste sich dabei unbewusst an die Lippen.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Zieh ihr das T-Shirt aus“ befahl ihm das Gesicht.
Plötzlich sah er im Spiegel hinter der Fratze, wie er heute der hübschen Dorothy aufgelauert hatte, während seine Frau glaubte, er sei im Training. Er sah, wie sie sich zu wehren versuchte, als er sie erwürgen wollte. Sie kam ihm aus. Er musste sie stoppen. Er lief ihr hinterher. Ein Messer. Aus seiner Tasche. Er holte sie ein. Sie schrie um Hilfe, aber zu spät. Er stach zu. Und stach, und stach, und stach.
„Zieh ihr das T-Shirt aus.“ Das Bild erstarrte und verflog. Er sah in sein? Gesicht, es zischte „Los.“
Betäubt gehorchte er und zog Tina das Shirt vorsichtig über den Kopf.
„Ab damit in die Waschmaschine und einschalten. Wasch ihr die Hände. Los.“
Als er die Maschine einschaltete und gerade das Blut von den Händen seiner Tochter wusch, fiel ihm eine Veränderung an seinem Spiegelbild auf. Es wurde freundlicher. Es wurde wieder so, wie er es kannte.
„Du wirst, sobald du das Badezimmer verlassen hast, keine Erinnerung mehr an das hier haben.“ Das Gesicht lächelte jetzt sanft und hielt den Kopf leicht schräg. „Ich und du, wir werden noch sehr viel Spaß haben. Aber du darfst niemals dein Training vernachlässigen. Wir wollen doch nicht aus der Übung kommen.“ Mit einem Mal riss es die Augen auf und kam nach vorne. Er konnte regelrecht den Atem seines Konterfeis spüren. War er das noch selbst? „Und du willst doch nicht, das deiner Familie etwas zustößt“ zischte sein Gesicht ihn an. Mit einem Grinsen wurde es wieder zu seinem Ebenbild. Er sah sich um, alles war völlig normal.
„Daddy, Tina müde.“ Da fiel ihm auf, das seine Tochter nichts von alldem mitbekommen hatte. Er war verwirrt. War er das selbst im Spiegel. War er der Würger? Er setzte Tina ab und sagte ihr, sie solle zu seiner Mutter nach unten
gehen. Es dauerte zwei Minuten, als Bill und Sam in der Badezimmertür auftauchten.
„He, Mike, was ist los? Wollten wir nicht dem alten Bernard einen Besuch abstatten?“
Mike saß auf einem Stuhl und starrte in die sich drehende Waschmaschinentrommel. Erst ein Schlag Bills an seinen Oberarm holte ihn zurück.
„Ja?“
Bill war nun offensichtlich auch in der richtigen Stimmung. „Auf geht’s.“ Er zog Mike hoch. „Los, du großer Mann. Wir brauchen einen Anführer.“ Sie schleppten Mike gemeinsam runter und raus auf die Straße. Mary lief ihm hinterher, sie war nun doch sturzbetrunken, torkelte und rief „Los, Mike, mach den Würger alle. Du bist mein Mann. Du bist unser Mann.“
Sam und Bill flankierten ihn, klopften ihm auf die Schulter. „Los, Mike, wir zeigen dem Typen, was es heißt, unschuldige Frauen und Kinder zu ermorden. Diesen Abend wird er so schnell nicht vergessen.“
Mike Marill sah in die Augen seiner Freunde, sah, das sie ihn brauchten (er war ihr Mann) und legte ein Lächeln auf die Lippen: „Oh ja, wir schnappen uns jetzt den Würger.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Die Sammlung

Die Schaufel rammte durch die weiche, frische Erde und wurde, begleitet von einem hohlen, tiefen „Bumm“, abrupt gestoppt. Von weiter Ferne verkündete, gedämpft durch Nebelschwaden, das Schlagen einer Kirchturmglocke die elfte Stunde. Ethan Peabody klopfte ein paar mal mit der Schaufel in das kleine Loch am Grund der Grube, streckte den müden Rücken, ließ sich auf die Knie fallen und grub mit den Händen weiter. Der Schweiß lief ihm über Stirn und Nase, das graue, wellige Haar fiel ihm in die Augen. Das Licht der Taschenlampe, die er oben am Rand des Grabes drapiert hatte, nützte hier, sechs Fuß tiefer, nichts mehr. Erhellt wurde der Deckel des Sarges, den er freilegte, einzig und allein von dem Mond, der sich zwischen den Fetzen aus feuchter, gebundener Nachtluft zeigte. Der Strahl der Taschenlampe fiel auf den schlichten, halb umgekippten Grabstein, der von der Frau berichtete, nach der Ethan grub. Seiner Frau, der Person, mit der er fast sein ganzes Leben geteilt hatte.

Abigail Peabody war vorgestern im Mooreland Sanatorium verstorben. Die Nachricht, die Ethan einen Tag später erreichte, berichtete schlicht von einem natürlichen Tod im Schlaf. Die Anstalt teilte sein äußerstes Bedauern mit, unterzeichnet wurde es in krickeliger Ärzteschrift, die sich nur durch den Aufdruck darunter identifizieren ließ: Prof. Dr. Christopher Lord, Leiter der Anstalt. Des weiteren wurde Ethan darüber in Kenntnis gesetzt, das die Leiche seiner Frau unverzüglich auf dem Privatfriedhof des Sanatoriums beigesetzt werden sollte. Es dauerte keine dreißig Sekunden, da hämmerte er die Nummer der Anstalt in die Tastatur des Telefons, wurde aber von der Sekretärin Christopher Lords darauf hingewiesen, das es nicht möglich sei, so ohne weiteres den Professor zu sprechen. Ethan pochte auf einen Termin, noch vor der Beisetzung, aber auch dies sei nicht möglich, sagte die freundliche Stimme. Sie drücke ebenfalls ihr Bedauern aus, doch der Professor werde erst in der nächsten Woche Kapazitäten für ein Gespräch frei haben. Ethan lehnte eine Terminvereinbarung ab und unterließ auch nicht, der Sekretärin mitzuteilen, wo sie und ihr Professor sich die Termine hin stecken könnten. Von Derwish nach Mooreland waren es, bei gutem Verkehr, etwa acht Stunden mit dem Auto. Er schaffte es in sechs, kam abends nach 19.00 Uhr an und stand vor dem großen verschlossenen Tor. Der Pförtner wies ebenso freundlich wie die Sekretärin, dennoch bestimmt, darauf hin, das die Besuchszeiten bis 18.00 Uhr gehen und er doch morgen früh um 9.00 Uhr wieder kommen solle. Es würde nicht mal der Papst einen Einlass um diese Zeit bekommen, und damit und mit der Hand an einem Schlagstock verabschiedete sich der Pförtner und ignorierte Ethan, der wütend über den Zaun schrie.

Der Pförtner ließ gegen 22.00 Uhr, bei der Ablösung, im Bericht stehen, dass ein gewisser Ethan Peabody von 19.03 Uhr bis 19.19 Uhr vor der Tür stand, aber einen nicht sonderlich gefährlichen Eindruck machte, woraufhin der Angestellte von polizeilichen oder anstaltsbestimmten Maßnahmen absah.

Um 22.30 Uhr schlich sich Ethan durch eine Lücke im Gebüsch auf der Rückseite des Sanatoriums zum Friedhof und begann damit, das Grab seiner Frau freizulegen. Er musste sich selbst davon überzeugen, was wirklich geschehen war. Der Bericht bedeutete nichts weiter als eine große Lüge für ihn. Seine Frau erfreute sich bester Gesundheit. Bis auf die Tatsache, das Abigail eine notorische Brandstifterin war, was ihr letztendlich dank Richter Franklin, verflucht sei dieser Hurensohn, den Aufenthalt im Mooreland einbrachte, war sie unerschütterlich gesund. Natürlicher Tod, pah, dachte sich Ethan, als der halbe Sarg frei lag, ich werde rausfinden, was ihr Bastarde mit ihr angestellt habt. Verflucht seid ihr alle, vor allen Dingen Franklin und Lord. Ich kriege euch alle dran, und ihr werdet vor mir knien und euch wünschen, niemals den Zorn von Ethan Peabody entfacht zu haben.

Wutentbrannt riss er die letzten Erdklumpen von dem schlichten Holz und stellte sich breitbeinig über den Sarg. Er griff nach der Schaufel, setzte sie als Brecheisen an und bog den Deckel auf. Das laute Knirschen und Reißen ließ einige Vögel aus ihrem Schlaf schrecken. Sie und anderes Getier entfachten einen empörten Chor aus Pfeifen, Jaulen und Grummeln. Ethan hielt die Luft an und starrte zum alten Gebäude hinüber. Einige Fenster, bestimmte Gänge und das Treppenhaus, waren erleuchtet so wie zuvor, aber es rührte sich sonst nichts. Er horchte, doch bis auf einige Tiere, die sich einen anderen Schlafplatz suchten, war nichts darunter, was auf die Anwesenheit anderer Personen schließen lies.

Die Schaufel legte er leise am Grubenrand ab und machte sich daran, den Deckel anzuheben. Er fluchte, als sich eine Wolke vor den Mond schob. So konnte er keine Konturen erkennen. Irgendwie sah das Innere des Sarges zu gleichförmig aus. Er packte sich die Taschenlampe und leuchtete in das

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Loch. Leer. In der Erwartung, seine tote Frau und vor allen Dingen an ihr irgendwelche Wunden oder ähnliches zu entdecken, verschlug es ihm den Atem. Entsetzt richtete er die Lampe noch mal auf den Grabstein.
„Abigail Peabody“ flüsterte er den Namen auf dem Stein, „verdammt, was soll das?“
Da fielen ihm das paar weiße Schuhe links vom Grabstein auf. Im selben Moment hörte er hinter sich „Guten Abend, Mr. Peabody. Ist es nicht zu anstrengend, auf seine alten Tage noch so tiefe Löcher zu graben?“ Er fuhr herum und leuchtete der Stimme ins Gesicht: Professor Lord stand in Trenchcoat, der den Arztkittel nur zum Teil verbarg, über ihm. Daneben war der Pförtner, jetzt in Zivil. „Mr. Higgins?“
Der Professor sprach zu dem dritten Mann in den weißen Schuhen hinter ihm. Ethan wollte gerade ansetzen, Lord mit der Schaufel die Beine zu brechen, als er von einem Gegenstand hart am Hinterkopf getroffen wurde. Dunkelheit umfing seine Sinne. Er fiel vornüber und nur um ein Haar wäre er mit dem Gesicht auf dem Rand der Grube gelandet.
„Higgins. Beinahe hätten sie sein Gesicht verletzt. Sind sie noch bei Trost?“ Der Professor war außer sich. „Schafft ihn raus da. Und seid um Himmels Willen vorsichtig.“
Der Trenchcoat flatterte wie ein Segel hinter Christopher Lord, als er sich abwendete. Die kleinen Nebelschwaden, die über den feuchten und warmen Boden krochen, machten wirbelnd Platz. Er war schon einige Schritte entfernt, als ihm noch was einfiel.
„Und schaufelt das verdammte Loch wieder zu. Noch so ein Vorfall und wir sind alle dran.“
Higgins und der Pförtner machten keine Anstalten, die Worte des Professors in Frage zu stellen. Sie wussten um ihr Glück, Ethan Peabody gerade noch erwischt zu haben.
Ethan blinzelte. Er sah nach oben, sah den Mond, der voll und leuchtend am Himmel stand. Er saß auf einer alten Bank aus dunkler Eiche. Die Sitzfläche war weich und warm. Ein angenehmes Gefühl. Es war Nacht, wie spät, konnte er nur am Mond abschätzen. Es muss nach Mitternacht sein. Er versuchte, aufzustehen, als er bemerkte, das er sich nicht bewegen konnte. Seine Glieder und sein Leib waren schlaff. Er hatte das Gefühl einer Betäubung wie in einem Alptraum, in dem man versucht, vor etwas zu fliehen, aber nicht kann. Ein Traum. Ist das hier ein Traum? Die Bank und das feuchte Gras unter seinen nackten Fußsohlen konnte er fühlen, also war er nicht gelähmt, nur irgendwie bewegungsunfähig. Ach ja, wo waren seine Schuhe? Er sah an sich hinab und stellte fest, das er vollkommen nackt, ungefesselt, bewegungsunfähig (bis auf den Kopf) auf einer Bank am Rande eines Sees saß.
Das musste ein Traum sein. Er schloss die Augen, versuchte seine Arme oder Beine zu bewegen. Es war genauso wie in diesen Alpträumen. Man hat das Gefühl, unendlich langsam und völlig schutzlos ausgeliefert zu sein. Ok, ein Traum also. Aber wo war er? Er erkannte nichts an diesem Ort. Der See schlug kleine Wellen über die Kieselsteine des Ufers. Sein linker Fuß wurde ab und zu von dem kalten Wasser an den Zehen berührt. Es war durch und durch schwarz. Aber kein Wasser war schwarz. Das muss eine Vorstellung seines Gehirns sein. Was war das? Er bemerkte, wie sich von links leise etwas über den See bewegte. Ein Schatten schob sich durch die Nebelschwaden, die ruhig, beleuchtet von diffusem Licht des Mondes, über das Wasser zogen. Ein Schwan. Ein schwarzer Schwan. Ungläubig beobachtete Ethan das wunderschöne Tier. Er hatte gehört von schwarzen Schwänen, aber noch nie so ein Tier gesehen. Die Anmut des gebogenen Halses, das sanfte, gleichmäßige Federkleid. Er verlor sich in der Schönheit des Tieres.
Von rechts kam ein weiterer schwarzer Schwan angeschwommen. Sie glitten sanft, ohne Eile, über das Wasser auf ihn zu. Die Luft roch nach feuchtem, vollem Gras, vermischt mit dem Duft von verlorener Hoffnung. Ethan genoss den Traum und fürchtete ihn. Es fröstelte ihn und gleichzeitig war ihm warm. Verwirrte Sinne machten ihm Angst.
„Wir grüßen dich, alter Mann.“
Er registrierte erst ein paar Momente später, das der Schwan zu seiner Linken zu ihm sprach.
„Du brauchst vor uns keine Angst zu haben. Mein Name ist Caree.“
„Und mein Name ist Curee. Auch ich grüße dich“ sagte der andere, kohlschwarze Schwan. „Wir sind das Leben und der Tod. Du wirst dich entscheiden müssen. Aber bevor es so weit ist, möchte noch jemand mit dir sprechen.“
Ethan nahm es einfach so hin, das die Schwäne mit ihm sprachen. Der Nebel hinter den Schwänen teilte sich und ein kleines, uraltes Boot kam, leicht in Schräglage, langsam auf ihn zu. Er lächelte. Abigail saß darin. Sie hatte ein schwarzes, zerfetztes Kleid an, aber die weißen, langen, glatten Haare machten ihr Erscheinen so schön, wie er sie seit eh und je kannte.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Abigail, wie schön dich zu sehen. Aber du bist doch tot?“
Sie sah in aus sanften, liebenden Augen an. Er wollte zu ihr gehen, doch sein Körper ließ ihn nicht. Langsam hatte er das Gefühl, das dieser Traum nicht schön enden würde. Das Boot stoppte, sie sah ihn unvermindert an, aber sagte kein Wort.
„Abigail,“ Ethan wurde unruhig, „sag doch was. Sag mir die Wahrheit, bist du tot?“
Sie nickte, langsam und scheinbar undeutlich, doch er sah in ihren Augen, das sie ihm zustimmte. Ihr zufriedener Blick machte ihm Angst.
„Und sag mir, wie bist du gestorben?“
Keine Reaktion. Ihre Augen begannen, zwischen den Schwänen hin und her zu wandern. Caree und Curee ergriffen das Wort.
„Vielleicht ist sie noch nicht so ganz tot?“
„Ja.“ Curee grinste!! „Vielleicht ist das Sterben Abigails noch nicht vorbei?“
Ethan wollte hoch. Mit schier unmenschlichen Anstrengungen gingen vereinzelt Zuckungen durch seinen Körper. Tränen schossen ihm aus den Augenwinkeln.
„Aber, aber, wir wollen doch nicht, das du deinem schönen Körper Schaden zufügst.“ Abigail sprach zu ihm, aber es war nicht ihre Stimme. Diese Worte kamen aus ihrem Mund, doch sie klangen wie ein Chor aus tiefen, toten Mäulern. Mit jedem Wort fuhr ihm ein Stich, unendlich schmerzhaft, durch den Kopf. Ethan schrie auf.
„Hör auf, sag nichts mehr.“
Die Schwäne schlugen mit ihren Flügeln. Der Mond versank hinter einer Wolkenbank. Er sah bewegungsunfähig, wie der Person, die Abigail sein sollte, das Haar in feinen Strähnen vom Kopf fiel und wie Tang über das Wasser davon trieb. Die Haut wurde durch den Wind der Flügel brüchig und zerstaubte. Übrig blieb der kahle Schädel, aus den Augenhöhlen waren kleine blaue Feuersäulen zu erkennen. Eine Knochenhand fuhr der Gestalt auf den Rücken und zog eine Kapuze über das Antlitz. Ethan konnte nur zusehen, nichts tun. Er wünschte sich, endlich aufwachen zu können. Er schloss die Augen, als die Gestalt mit der Knochenhand eine Bewegung machte. Tief in seinem Kopf hörte er wieder die Stimme.
„Ethan, ich weiß, das du dich fürchtest. Ich weiß, das du endlich erwachen möchtest. Ich kann dir den Wunsch erfüllen. Möchtest du erwachen, so zeige auf Curee. Sie ist der Tod und ermöglicht dir ein Leben bis zu einem natürlichen Ende. Wenn du allerdings mit Abigail wieder vereint sein möchtest, dann richte deinen Kopf auf Caree. Er ist das Leben und du weißt, das Abigail nicht tot ist. Sie wartet auf dich, Ethan. Sie möchte mit dir das ewige Leben teilen.“
Ethan wand sich vor Schmerz und brüllte „was soll das? Das ist ein Traum. Deine Versprechungen kannst du nicht halten. Abigail ist tot. Hier wie auch im wirklichen Leben. Lass mich zufrieden. Ich werde nichts dergleichen tun. Ich werde nicht zwischen Leben, der Tod verspricht, und Tod, der Leben verspricht, wählen. Dazu kannst du mich nicht zwingen.“
„Ethan.“ Er riss die Augen auf. Der ganze See war von einem blauen, flammenden Licht erhellt. Die Stimme, die nach ihm rief, war wirklich Abigail. Er sah, wie die Gestalt auf dem Boot zur Seemitte deutete. Da stand sie. So wie er sie in Erinnerung hatte und zuletzt sah. In ihrer blauen Anstaltskluft stand sie auf einer kleinen Insel inmitten im See. Hinter ihr waren ganze Horden von menschlichen Statuen wirr angeordnet. Die blauen Flammen brachen sich in den feinen, fast bis zur Perfektion getriebenen Linien und Ausarbeitungen der Kunstwerke.
„Ethan.“ Ihre sanfte, liebliche Stimme war zuviel für ihn. „Möchtest du nicht mit mir sein. Möchtest du nicht, das wir wieder vereint sind. Ethan, entscheide dich für das Leben. Entscheide dich für mich. Für unssssssss.“ Der Klang ihrer Worte verlor sich in der verdunkelnden Umgebung. Ein paar Augenblicke später war die Insel in Finsternis getaucht. Die Gestalt auf dem Boot stand auf, stieg in das seichte Wasser und kam auf ihn zu.
„Nun, Ethan, entscheide dich. Du hast sie gehört.“ Die Stimme war unendlich tief und langsam, wie aus dunklem, unergründlichem Wahnsinn geboren. Die Gestalt stieg aus den Wogen des Sees. „Entscheide dich, Ethan, entscheide dich. Wähle weise, für oder gegen uns.“
Ethan deutete auf Caree. „Nun gut, eine weise Wahl“ sagte das Ding unter den schwarzen Lumpen und streckte Ethan eine Knochenhand entgegen. „Las uns nun rüber gehen.“
Ethan Peabody durfte sich wieder bewegen und nahm die Hand der Gestalt. Sie war kalt und griff ihm fest um das Gelenk. Der Knochenmann führte den Alten auf das Boot und sie machten sich auf den

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Weg zu Abigail. Ethan war glücklich. Ein schöner Traum.
Christopher Lord öffnete das Fenster zu seinem Büro und roch den Morgentau, dessen geschlossene feuchte Decke der Landschaft vor ihm ein glänzendes, von der aufgehenden Sonne gespeistes, Antlitz verlieh. Er warf einen Blick zum Friedhof. Seine Anweisungen wurden zu seiner Zufriedenheit ausgeführt. Das Loch des irren Mr. Peabody war wieder geschlossen. Gut so. Niemand durfte hinter das Geheimnis der Anstalt kommen. Pech für Peabody, gut für Lord und alle anderen hier im Haus. Er sah auf die Wiese vor ihm und auf den kleinen See, ungefähr 150 Meter hinter dem altehrwürdigen Mooreland Sanatorium. Der See glitzerte trotz seines schwarzen Wasser wunderschön in der, über die Hügelkette, kriechenden Sonne. Die kleine Insel in der Mitte des Sees lag noch im Schatten, aber er konnte deutlich die vielen Statuen auf dem Eiland erkennen. Zum Glück musste er nicht in ihre Augen schauen. Zwischen den Gebilden wanderte eine Gestalt hin und her. Mal drehte sie eine der Statuen, arrangierte ganze Gruppen um, trug eine von hier nach dort, stemmte die knochigen Arme in den schwarzen Umhang und kratzte sich an der Kapuze. Lord hatte das Gefühl, das Wesen sei zu beschäftigt, um zu spüren, das er sie bei ihrem seltsamen Treiben auf der kleinen Insel beobachtete. Plötzlich drehte sich die Gestalt zu ihm und winkte ihm zu. Er erstarrte, in seinem Kopf hörte er die Nadeln der Stimme des Wesens um sich stechend kreischen: „Guten Tag, Mr. Lord, wie wäre es, wenn ich, sagen wir mal, in drei Tagen spätestenssssss,“ Lord musste sich am Fenstersims festhalten, um von der Stimme nicht umgerissen zu werden, „meiner kleinen Sammlung hier eine neue Errungenschaft hinzufügen könnte. Wie wäre es diesmal mit IHNEN.“ Lord schrie auf. „Nein? Nun, dann bin ich gespannt, welch schönes Exemplar ich diesmal auf der Eichenbank vorfinden werde. Unversehrrrrt!!“
Die Stimme lies ihn los, zusammenbrechen. Die Gestalt machte sich wieder daran, seine Sammlung zu begutachten. Der Professor würde sich erholen und ihm ein weiteres, hübsches Exemplar liefern. Die Gestalt war zufrieden. Sie liebte diese Sammlung, aber was war das? Oh je, eine seiner Figuren stand im falschen Licht. Nicht schön, nicht schön.
Die Gestalt drehte die Statue in die Sonne.
Die Augen der Statue blinzelten und warfen einen verängstigten, wirren Blick um sich.
„Oh, gut,“ sagte die Gestalt „willkommen in meiner Sammlung, Mr. Peabody. Wie ihnen sicher auffällt, sind sie noch am Leben und durch die Gegebenheit, das sie sich nicht mehr bewegen können, werden wir zusammen eine schöne lange Zeit miteinander verbringen. Jaaaa, endlossssss sogarrrrrr.“
Ethans Augen waren starr aufgerissen. Er begriff. Der Traum war vorbei. War es ein Traum?
Im Augenwinkel konnte er eine weitere Statue mit weinenden Augen erkennen.
Abigail.
Sie waren wieder vereint.
Für immer und ewig.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Die Monster im Schrank

Für meine Tochter:

Mitten in dem kleinen Dorf Frasdorf erlebte die zehnjährige Sara eine sehr seltsame Geschichte. Dabei ging es nicht um Feen, Hexen oder Zauberer. Nein, die sind ja auch nur Fantasiegestalten. Was Sara erlebte, passt zwar auch in Märchen, oder noch besser in Gruselgeschichten, nur mit dem Unterschied, das es die Wahrheit war und jedem geschehen konnte.
Es war an einem Wochenende im März, der Schnee lag wie Beton im Tal vor den Bergen, in dessen Mitte das kleine Dorf stand. Sara besuchte wie fast jedes Wochenende ihren Papa Christian und seine Freundin Kathrin. Sie holten sie immer am Samstag ab, sie blieb eine Nacht (Sara hatte ihr eigenes Zimmer, was cool war, da sie damit zwei Kinderzimmer mit Spielsachen voll stopfen konnte) und am Sonntag ging es nachmittags wieder nach Hause zu ihrer Mama. Für Sara waren die Besuche so etwas wie kleine Erholungsferien. Sie genoss es, einmal die Woche so richtig ausschlafen zu können. Meistens blieb sie am Sonntag bis mittags im Bett. Das war ok so, sagte ihr Papa. Sie soll sich ruhig ausruhen. Er meinte, die Kinder heutzutage hätten schon genug Stress. Sie wusste zwar nicht genau, was Stress war (wahrscheinlich dieses kribbelige Gefühl, alles auf einmal tun zu müssen und doch nichts zu schaffen), aber sie liebte die Ruhe in dem Dorf.
An diesem Wochenende war nichts besonderes angesagt. Fabio, ihr Kumpel (ein kleiner Italiener in ihrem Alter) aus dem Dorf, wollte noch vorbei schauen. Ach, er war immer so faul. Es würde wohl darauf hinaus laufen, das sie ihn besucht, da er wahrscheinlich nachmittags um fünf noch im Schlafanzug rumläuft und seine Mutter ihn natürlich nicht so auf die Straße lässt. „Er würde wahrscheinlich sogar im Schlafanzug durchs Dorf laufen“ schmunzelte sie, als sie in Frasdorf ankamen. „Was“ fragte Papa, als er die Haustür aufsperrte, „was hast du gesagt?“ „Ach, nix.“ Sara lief hoch in die Wohnung im zweiten Stock und brachte ihren Rucksack mit den Sachen fürs Wochenende in ihr Zimmer.
Das Zimmer war länglich und hatte zwei Fenster. Eines in der Dachschräge und direkt darunter noch ein kleines. Von der Tür aus gesehen stand ihr Bett rechts der Fenster, links davon ein Sofa und im vorderen Teil ein großer, dunkler Holzschrank. Zwischen den Möbeln, zwei Regalen und einem Schreibtisch war ihr ganzes Spielzeug verstreut. Papa sagte zwar immer, sie solle aufräumen, wenn denn Zeit dafür sei, aber hey, sie war ein Kind und Kinder kannten noch nicht diese seltsamen Wörter wie „Aufräumen“, „Brav sein“, „Beeilung“ oder ähnliches. So landete der Rucksack irgendwo zwischen Papier zum Basteln, einem Riesenteddy mit ausgestreckter Zunge und einem Barbie-Schminkkopf.
Sara kramte ihr Handy aus der Tasche und wählte die Nummer Fabios. Nach dem dritten Klingeln ging er ran. „Hallo?“ „Hallo, Fabio, ich bin es, Sara.“ „Oh, hey, schon da?“ „Ja, kommst du vorbei?“ „Klar, aber ich muss mich erst noch anziehen. Bin so in 10 Minuten da.“ „Ok.“ „Tschau.“ „Tschüss.“
Sie musste schmunzeln. Es war 16 Uhr und Fabio hatte es nicht geschafft, sich umzuziehen. Er war wirklich der König aller faulen Kinder. Nun gut, 10 Minuten, was mache ich jetzt? Sie überlegte, wieso sie sich eigentlich den Schminkkopf zu Weihnachten hatte schenken lassen, obwohl sie nie damit spielte (auch ihr Daddy dachte darüber nach, warum er die 50 Euro nicht gleich zum Fenster hinaus geworfen hatte), bückte sich nach ihren Hausschuhen (große, filzige, lila Kuschelpuschen) und rammte sich den Kopf beim Aufstehen an einer Kante des Regals vor dem Sofa.
„Auuuuuu.“ Sie hielt sich sofort die Hand an den Kopf, Tränen schossen ihr in die Augen und ein unangenehmes, warmes Gefühl machte sich in ihrem Bauch breit. So fühlt sich Wut an. Wut über die eigene Dummheit. Wieder mal nicht aufgepasst. „Verflucht, ahhhh.“ Sie taumelte zurück zum Bett, hockte sich hin und in ihren Gedanken schimpfte sie die schlimmsten Schimpfwörter, die sie kannte (da der Erzähler nicht in den Kopf des Mädchens schauen konnte, wusste er auch nicht so genau, welche Schimpfwörter das waren, aber bestimmt ein paar ganz Schlimme).
Sie fluchte und rieb sich den Kopf. Das gibt bestimmt eine Beule, aber der Schmerz lies schon etwas nach. Noch als sie überlegte, Papa oder Kathrin nach einem Beutel mit Eis zu fragen (und vielleicht bei der Gelegenheit gleich nach richtigem Eis, mmh, lecker), war da plötzlich ein Geräusch, ein hohles Klopfen. Sie stutzte und verhielt sich ganz ruhig. Das Geräusch kam nicht von ihr und war schon wieder weg. Seltsam, dachte sie, hör ich jetzt schon Gespenster. Das kommt bestimmt von der Beule. Da, schon wieder. Als ob irgendetwas mit winzigen Fäustchen klopft und mit kleinen Füßchen scharrt.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Sara wurde mulmig. Sie lief ins Wohnzimmer, um festzustellen, woher dieses Geräusch kam, aber Papa saß auf der Wohnzimmercouch und las die Zeitung, Kathrin war auf dem Balkon und rauchte. Das Klopfen und Scharren konnte nicht von ihnen stammen. Sie blieb verdutzt in der Wohnzimmertür stehen und schaute sich fragend um.
„Alles klar, mein Schatz?“ Papa schaute von der Zeitung auf und warf ihr einen fragenden Blick zu.
„Ja, alles ok.“ Sie konnte ihm doch nichts von Geräuschen erzählen, die sie offensichtlich nur in ihrer Fantasie hörte. „Alles in Ordnung“ bekräftigte sie ihre Gedanken.
„Und warum hältst du dir dann den Kopf?“
„Oh, hab ihn mir gestoßen, ist aber nicht so schlimm.“
„Warte, ich schau mal.“ Er stand auf und untersuchte ihre Beule. „Oh je, hat dich ein Flugzeug gerammt?“
„Ja, aber ich war stärker.“ Sie wollte lachen, machte sich aber Gedanken über die komischen Geräusche.
„Na, das arme Flugzeug.“ Er gab ihr einen Kuss auf den Kopf und meinte, es sei nicht so schlimm.
„Papa, habt ihr gerade Krach gemacht?“
„Nein.“
„Mmh, ich dachte, ich hätte was gehört.“ Mit einem Schulterzucken lief sie zurück in ihr Zimmer. Sie hockte sich auf das Sofa, hielt den Atem an und lauschte. Nichts. War wohl wirklich nur Einbildung. Gerade, als sie sich sicher war, die Geräusche würden wohl nur aus ihrem Kopf kommen (vielleicht war eine Schraube locker), klopfte und scharrte es wieder. Diesmal ganz deutlich und zwar aus dem großen, dunklen und alten Bauernschrank in ihrem Zimmer. Normalerweise wurde der Schrank nur zweimal im Jahr geöffnet. Zum Einen, um die Winterklamotten darin zu verstauen oder eben, um sie daraus zu holen, wenn der Schnee vor der Tür stand. Sie horchte. Wieder nichts. Sara schüttelte den Kopf, stand auf und schlich langsam auf Zehenspitzen durch das Zimmer. Da. Wieder ein Klopfen und ein „Knurren“. Leise, kaum wahrnehmbar, aber doch ein „Knurren“. Sie bekam es mit der Angst zu tun, aber neugierig war sie auch. Bevor sie schreiend und kreischend aus dem Zimmer laufen würde, musste sie sich davon überzeugen, was das Geräusch verursachte. Vielleicht doch nur eine etwas größere Maus? Nein, das „Knurren“ passt nicht zu einer Maus. Vielleicht eine hungrige Maus, deren Magen so „knurrt“? Doch, schon eher. Wahrscheinlich würde die Maus, wenn Sara den Schrank öffnete, wie vom Blitz getroffen durch ihre Beine aus ihrem Zimmer rennen. Sie fasste ihren ganzen Mut zusammen und zog die Schranktür mit einem Ruck auf. Leer. Na ja, fast leer, die Winterklamotten waren zwar alle draußen, aber in der Ecke rechts hinten saß ein ca. 30cm großes, rundes Wollknäuel mit kleinen Füßchen, winzigen Händchen, zu Fäusten geballt, und großen runden Glupschaugen. „Hallo“ sagte das Wollbündel und zeigte einen winzigen Mund mit kleiner, roter Zunge.
„Oh, je.“ Sara schreckte zurück und hätte sich beinahe wieder den Kopf, diesmal an der Schranktür, gestoßen. Sie ließ sich in den Bürostuhl am Schreibtisch fallen und starrte ungläubig auf das kleine, runde Wesen. Der Wollball stellte sich auf die kleinen Füßchen und ging zum Rand des Schrankbodens, schaute sich im Zimmer um und lächelte Sara an. „Hallo. Kannst du nicht sprechen?“
„Äh,“ sie war wirklich verwirrt, „doch, natürlich kann ich sprechen.“
„Na dann.“ Das Knäuel ging im Schrank zur anderen Ecke und ließ sich wieder nieder. „Wir müssen was klären. Du fragst dich bestimmt, was oder wer ich bin.“
Sara nickte heftig. „Das kannst du laut sagen. Ich weiß, du bist keine Einbildung und das hier ist kein Traum. Du bist so was ähnliches wie ein Fabelwesen, oder?“
„Nein.“ Das Knäuel schmunzelte.
Sara atmete tief durch. „Ok, was dann?“
„Ich bin ein Groll.“
„Was?“
„Ein Groll. Du kannst wohl auch nicht richtig hören, oder?“
„Was soll das sein? Ein Groll.“ Sie nahm ihre Brille ab, putzte die Gläser am T-Shirt unter ihrem Pulli und setzte sie wieder auf. Nein, kein Trick, es ist immer noch da. Ein kleines rundes, irgendwie niedliches Wollpaket, das spricht.
„Ein Groll ist so normal wie ein Hund oder eine Katze, nur das wir uns üblicherweise nicht zeigen.“
„Ah ja.“ Sie musste erst mal ihre Gedanken ordnen. „Aber was machst du dann in meinem Schrank.“
Der Groll kam wieder nach vorne und setzte sich auf die Kante des Schrankbodens. „Also, zur Erklärung: Wir Grolle entstehen, wenn sich jemand ärgert. Normalerweise tauchen wir hinter Mauern, Wänden oder sonst irgendwo versteckt auf und verschwinden dann wieder. Aber manchmal haben wir

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

keinen Platz, uns zu verstecken. So wie hier.“ Er schaute sich wieder interessiert um. „Und noch viel seltener findet uns jemand.“
„Dann bist du so was ähnliches wie ein Kobold?“
„Ach, Blödsinn. Kobolde und Zwerge und was auch immer gehört alles in Büchern und Geschichten. Die sind nur die Erfindung irgendwelcher Märchenerzähler. Wir Grolle hingegen sind echt.“
„Oh,“ dachte Sara. Sie musste das erst mal verdauen. Hier vor ihr saß ein Groll. Grolle tauchen auf, wenn sich jemand ärgert. Normalerweise bleiben sie unbemerkt. Sie hingegen hat einen entdeckt.
„Ok, zwei Fragen.“
Der Groll sah mit großen, runden
Augen auf die zwei Finger, die Sara ihm entgegenstreckte. „Ja?“
„Erstens: Da ich dich entdeckt habe, erfüllst du dann irgendwelche Wünsche?“
„Nein.“
Das dachte sie sich schon. Wäre auch zu schön gewesen.
„Ok, zweite Frage. Wie verschwindest du wieder?“
Der Groll setzte plötzlich einen finsteren Blick auf und entblößte kleine, runde Zähnchen. „Das werde ich dir nicht verraten“ sagte er mit einem kleinen Zischen.
Da klingelte es. Fabio. Sie hüpfte auf, knallte die Schranktür zu und lief zum Türöffner. Der kleine Italiener kam nach oben und war am Schimpfen und am Fluchen. Noch, bevor sie fragen konnte, was ihn denn so verärgert hätte, schoss ihr ein Gedanke durch den Kopf: Grolle entstehen, wenn sich jemand ärgert!
„Oh je.“ Sie ließ ihn stehen, rannte zurück in ihr Zimmer, öffnete die Schranktür und staunte nicht schlecht. Ein zweiter Groll saß in der anderen Ecke. Er war dem Ersten zum Verwechseln ähnlich, bis auf die Tatsache, das der Neue auf Italienisch seltsame Wörter, die Sara nicht verstand, von sich gab. Der Kopfweh-Groll sah sie fragend an und deutete auf den Neuen. „Kannst du italienisch? Ich nicht“ sagte er. Sie warf die Schranktür wieder zu. Du meine Güte, dachte sie sich, was mache ich nur? Die müssen wieder weg, aber wie?
Fabio war gerade dabei, sich die Schuhe auszuziehen, als Papa Christian nach dem Rechten sehen wollte. Dabei übersah er Fabio, stolperte über ihn und stieß sich den großen Zeh an der Kommode im Flur. „MENSCH, AU. VERFLUCHT.“ Den Rest hörte Sara gar nicht mehr, es war nicht zum Aushalten. Ganz deutlich sah sie durch einen Spalt in der Schranktür einen dritten Groll. Der Kopfweh-Groll sagte zum Zeh-Groll: „Gott sei Dank, endlich jemand, der meine Sprache spricht.“ Der Zeh-Groll antwortete mit einem Fußtritt. Der Kopfweh-Groll bedankte sich mit einer Kopfnuss. Das rief den Italiener-Groll auf den Plan. Der hüpfte den beiden mit seinem Hintern ins Gesicht.
Sara sagte zu Fabio: „Lass mich raten, du bist auf den Hintern gefallen.“
„Ja, woher weißt du das?“ Er war ganz erstaunt.
„Ach, einfach so.“ Sie zog ihn an den Armen in ihr Zimmer und warf die Kinderzimmertür zu. Papa Christian steckte den Kopf rein, runzelte die Stirn, fragte, ob alles in Ordnung sei. „Ja, klar.“ Hinter der Tür sah Fabio jetzt auch die drei Grolle. Er riss erstaunt die Augen auf, deutete mit den Fingern auf die Grolle und wollte schon losschreien, als Sara ihm mit der Hand hinter ihrem Rücken deutete, bloß ja ruhig zu sein.
Papa Christian verschwand wieder, Fabio stand immer noch mit offenem Mund wie zur Salzsäule erstarrt da und Sara kniete sich vor dem Schrank nieder.
„Ok, was soll das“ fragte sie den Kopfweh-Groll. Der zeigte mit unschuldigen Augen auf den Zeh-Groll. „Frag ihn. Ich habe nix getan.“
„Ihr könnt hier nicht in meinem Schrank wohnen und euch gegenseitig verprügeln.“ Der Italiener-Groll wollte gerade wieder zu einem Sprung ansetzen, als plötzlich ein vierter Groll aus dem Nichts in das Geschehen platzte. Sofort fing der Neue an, mit den Armen zu rudern und mit Worten zu schimpfen, die sie noch nie gehört hatte. Gleich darauf kam ein fünfter und ein sechster hinzu. Auch sie schimpften.
„Wieso“ frage sich Sara selber, ließ Fabio, der immer noch mit offenem Mund starrte, stehen, schlich sich ins Wohnzimmer und sah, wie sich Christian und Kathrin stritten. Sie waren zwar nicht sehr laut, aber man konnte deutlich an ihren Gesichtern erkennen, dass sie eine ernste Meinungsverschiedenheit hatten. Oh, nein. Sie lief zurück. Fabio war mittlerweile auf das Bett geflüchtet und was sie sah, machte ihr nun wirklich Angst. Ein Groll nach dem Anderen tauchte aus dem Nichts auf. Aber nicht nur, dass jetzt schon unzählige Grolle in dem Schrank versammelt waren und stritten und rauften. Auch außerhalb

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

des Schranks fanden vereinzelte Auseinandersetzungen zwischen Grollen statt. Fabio war kurz vorm Losschreien. Sie musste etwas unternehmen.
„Los, hilf mir.“ Sie fing an, einen Groll nach dem anderen wieder in den Schrank zu stopfen, der jetzt schon ziemlich überfüllt war. Fabio schüttelte heftig den Kopf. „Das ist nicht dein Ernst. Ich fasse keinen von denen an. Was, wenn sie beißen?“
„Tun sie nicht. Schau.“ Sie hielt ihm einen ganzen Arm voll Grolle hin. „Irgendwie süß, aber ich kann die nicht behalten. Wenn ich nur daran denke, was das kostet, die zu füttern?“
Fabio beruhigte sich. „Aber wie wirst du sie los?“
„Keine Ahnung. Sie wollen es mir nicht verraten. Aber wichtiger ist jetzt, das sie nicht noch mehr werden. Du musst mir versprechen, dich jetzt mal nicht über irgend etwas zu ärgern.“
Der Italiener nickte. „Ok. Aber es werden trotzdem mehr.“
„Ja, Papa und Kathrin streiten sich. Das muss sofort aufhören.“
„Genau. Hast du schon mal versucht, Erwachsene vom Streiten abzuhalten?“
Sara dachte nach, während sie die letzten Grolle in den Schrank steckte und versuchte, die Tür zuzuhalten. „Du hast Recht. Aber ich muss es trotzdem versuchen.“
„Und wie?“
Sie grinste und ihrem Gesicht konnte man ihre Idee direkt ablesen. „Ein Doppelplan. Pass auf, du musst die Tür zuhalten.“
Fabio ging zögerlich zu dem Schrank. Aus dem Inneren hörten sie ein großes Geplapper und Raufereien. Es schepperte und „bumperte“ gegen die Holzwände. Lange würde es nicht mehr dauern, bis der Schrank platzte. Er stemmte sich gegen die Tür und sagte „Ok, ich halte ihn zu, solange es geht. Du musst dich aber beeilen.“ „Alles klar.“ Sara lief ins Bad, öffnete den Wasserhahn und bespritzte sich unter den Augen mit ein paar Tropfen. Dann ging sie ins Wohnzimmer, dachte an was ganz Trauriges und fing zu schluchzen an. Papa saß am Esstisch, während Kathrin verärgert auf und ab ging. Sie waren gerade dabei, sich über irgendetwas (bestimmt nicht so Schlimmes, wie meistens bei den Erwachsenen, dachte sich Sara) anzufauchen. Sofort hielten beide inne, als sie das weinende Kind da stehen sahen.
„Sara, Schätzchen, was hast du denn?“ Papa wollte schon aufstehen, aber Kathrin war schneller, nahm sie in den Arm und kniete sich zu ihr hinunter. „He, Kleine.“ Sara rieb sich mit der Faust die Augen (damit sie schön rot wurden) und sagte „warum müsst ihr streiten? Habt ihr euch denn nicht lieb?“ Sie schluchzte heftig und hatte ihr erstes Ziel erreicht. Die Beiden stritten nicht mehr. Sie schaute flehend zu ihrem Papa, damit er auch her kam. Er stand auf, ging zu ihnen hinüber und umarmte beide. „Du hast Recht. Ich war ein Doofkopf.“ Er schaute Kathrin in die Augen. „Ich weiß, das ich auch manchmal ziemlich stur sein kann. Ich glaube, da nehmen wir uns beide nichts. Aber schau sie an,“ er deutete auf Sara, „sie hat Recht. Wir sollten nicht um jede Kleinigkeit streiten.“
Jetzt war es Zeit für Stufe Zwei ihres Planes. Sie wischte sich die Tränen weg, gab beiden einen Kuss auf die Backen, und kicherte.
„Alles klar, Kleine?“ Kathrin schaute verwundert.
„Warum kicherst du“ fragte Papa.
Sie wusste, wie sie die beiden um den Finger wickeln konnte. „Doofkopf“ wiederholte sie und lachte lauter, deutete mit dem Finger auf Papa. „Du hast Doofkopf gesagt.“ Jetzt musste sie so richtig loslachen und auch Christian und Kathrin konnten sich nicht mehr halten. Sara fing an, beide zu kitzeln und stellte zufrieden fest, das wieder alles in Ordnung war. Plötzlich zog sie die Augenbrauen hoch. Fabio! Die Grolle! „Ich komm gleich wieder.“
Sie lief zurück ins Kinderzimmer, doch anstatt den Schrank zuzuhalten, saß Fabio auf dem Sofa und las eine Zeitschrift. Erstaunt blieb sie wie angewurzelt stehen. „Hey, was ist mit den Grollen?“
„Nichts. Sie sind fast alle weg. Einer nach dem Anderen ist geplatzt wie eine Seifenblase. Nichts mehr da bis auf zwei.“
Sie öffnete die Tür. Da saßen nur noch der Kopfweh- und der Italiener-Groll. „Oh, jetzt weiß ich, wie ihr wieder verschwindet.“
Der Kopfweh-Groll sah sie nicht weiter verwundert an. „Ja,“ grinste er, „aber wir kommen wieder. Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen, aber es ist nicht immer Freude und Lachen auf dieser Welt.“ Grinsend schlug er mit dem Kopf gegen den Italiener-Groll.
Sara warf die Tür zu, sah zu Fabio, der fragte „was ist?“
„Fabio. Lieber Fabio.“ Sie ging langsam auf ihn zu, die Hände vor sich, bereit zum Kitzeln. „Heute schon

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

gelacht?“
Fabio schreckte zurück. „Nein. Tu das nicht. Du weißt, das ich total kitzelig bin.“
„Und das ist gut so.“ Sie stürzte sich auf ihn.
Keine zehn Sekunden später, Fabio krümmte sich vor Lachen, hörte sie zufrieden zwei „Plopps“ aus ihrem Schrank.
Gott sei Dank, dachte sich Sara, die Grolle sind weg.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Alter Mann, fröhlicher Mann

Der Geruch von Fäkal- und Uringestank zog durch den Tunnel, hielt sich in der Nase fest und ließ nicht mehr los. Gerald hatte den Eindruck, als er stehen blieb und sich aus dem schwarzen, schweren Mantel ein Taschentuch hervorkramte, um sich vor der aufkommenden Übelkeit zu schützen, den Geruch erst wieder am Abend los werden zu können, wenn er unter der Dusche versuchte, einen weiteren dieser Tage vom Leib zu waschen. Mit dem Tuch vor dem Mund und gesenktem Kopf lief er stur und ohne Rücksicht zu nehmen durch die Menschenmassen, die sich in der U-Bahn drängelten. Durch Schweiß, Lärm, Gelächter, klingelnden Handys, unverständlichen Bahndurchsagen, durch eine Meute endlos stupider gleichgeschalteter Horden einfältiger Arbeitnehmer stieß sich Gerald wie ein Perlentaucher in die Höhen über die Treppen aus dem Schacht, rannte weg von ihnen, wechselte die Straßenseiten, riss sich das Taschentuch vom Mund und holte Luft, so tief Luft, das es einem Wal gerecht worden wäre. Er hielt inne, ordnete seine Gedanken, versuchte sich zu beruhigen. Jeden Morgen durchlief er diesen Parkcour aus Irrsinn gleich einer Taube, die erst nach Hunderten von Versuchen erschöpft feststellte, das der Weg zu ihrem Schlag verschlossen sei. Aber diese Taube würde es weiter und weiter versuchen und eingehen wie Gerald. Nur bei ihm würde es länger dauern und der bedeutendste Unterschied zur Taube war, das er wusste, das er eines Tages daran zugrunde gehen würde. Ihn hat dieses Leben umwoben, eingesponnen, verraten und zerkaut. Nur ausgespuckt noch nicht. Er war zäh und er wusste, was ihn daran hinderte, durchzudrehen und sich dem Wahnsinn zu ergeben. Es waren diese schönen Gefühle von Wut, Verdruss, Gleichgültigkeit, Kaltschnäuzigkeit und Brutalität gegenüber allem, was schwach und zerbrechlich war. Diese Gefühle hielten ihn am Leben und ließen ihm auf seine Art den Odem des Teufels am Leib spüren. Er kicherte, aber nur innerlich. Ja, ihr Menschlein, ihr erbärmlichen Kreaturen. Ich, Gerald Mensony, werde euch das Leben zur Hölle machen, wo ich nur kann.

Das beschränkte sich in seinem Fall allerdings auf die Tatsache, das er als Sachbearbeiter in einem Großunternehmen Kundenkontakte zu pflegen hatte und es ihm eine schiere Freude bereitete, diese Kreaturen mit Zynismus, Hohn und Spott abzufertigen. Das Büro lag im vierten Stock eines grauen Betonbunker mit grauem Vorplatz aus Kopfsteinpflaster, grauen Betonsitzbänken, grauem Wasser in einem grauen Teich mit grauen Blättern aus dem einen grauen Baum, verschmutzt von Menschenhand, tief trauernde Äste über das Wasser gebreitet. Die Fenster versuchten mit Mühe und Not, das Sonnenlicht in die Zimmer zu schaufeln, aber versagten durch den Qualm und Mief rauchender Maschinenmenschen. Gerald kümmerte sich schon seit langer, vergessener Zeit nicht mehr um seine Kollegen. Er schlich sich durch einen Seiteneingang, steckte in monotoner, jahrelang eingeübter Bewegung die Lochkarte in die Stechuhr, schenkte keinem Menschen einen Blick oder einem Gruß, warf seine Tasche, erleichtert nach dem Kampf von Zuhause in dieses Gefängnis, in die Ecke und quetschte seinen schweren Körper in den Bürostuhl, der sich singend in die das Ächzen Geralds mit einstimmte.

Geräusche von brabbelnden, unsinnig lachenden Sekretärinnen, die sich in den Schritt fassend daran aufgeilten, wie Gerald ihnen vermeintlich einen verstohlenen Blick zuwarf, hörte er aus den umliegenden Zimmern. Irgendwo lief ein Kopierer eine Marathonstrecke und im Büro über ihm dudelte ein Radio mit scheißfröhlichen Menschen drin. Er hielt sich am Kopf, stützte sich mit den Ellbogen auf den Schreibtisch, der Inhalt seines Lebens am Tag war und versuchte, diese Laute um ihn und in ihm zu verbannen. Es dauerte zwei Minuten, bis er sich soweit gefasst hatte, um trüben Blickes den Tag beginnen zu können, der sein letzter sein sollte.

Gegen neun Uhr kam ohne anzuklopfen der „Mann von oben“ in sein Büro und forderte ihn auf, sich um zehn beim Abteilungsleiter sehen zu lassen. Gerald machte sich keine Hoffnungen, es könnte sich um eine Gehaltserhöhung oder Beförderung handeln. Nein, nicht mehr in seinem Alter. Er war 39 und in der Blüte seines Lebens, wenngleich diese Blüte einem Trauermarsch in Schwarz gleichkam. Diese jungen, aufstrebenden Möchtegern-„Ich weiß alles - leg eine x-beliebige flach - und trinke dann mit meinen Kumpels auf den Stich“ -Besserwisser, die er jeden Tag im Nacken spürte, die wurden befördert und gelobt, feierten mit ihren Chefs am Wochenende in deren Häusern „Ich kriech dir in den Arsch“ -Partys (und wenn es meiner Karriere förderlich ist, dann blas ich dir auch noch einen) und wichsten beim Gedanken, Gerald in den Arsch treten zu dürfen. Oh ja, das war die Realität, grimmte sich Gerald in das

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Büro des Abteilungsleiters.
Martin Schenk von der Abteilung „Kundenmanagement“ sah einen schwarzen, großen Schatten in das Zimmer kommen, der grau und formlos schnaufend in den Sessel ihm gegenüber tropfte. Der Sachbearbeiter Mensony war ihm ein besonderes Dorn im Auge, da sich durch sein Verhalten die Beschwerdestelle des öfteren darum bemühte, um noch einen Mitarbeiter aufgestockt zu werden.
Er warf einen abschätzenden Blick auf die Gestalt, durchblätterte den Personalordner Mensonys, richtete seinen Körper vorteilhaft mit geraden Schultern auf, so wie es die Managementschule gelehrt hatte und atmete tief durch.
„Mr. Mensony, sie wissen, warum ich sie her bestellt habe?“
„Nein.“
Unglaublich, dachte sich Schenk, das ist der Gipfel. Ja nicht die Fassung verlieren. „Nein“ entkam es ihm allerdings doch. „Ok, dann werde ich es ihnen sagen. Wir haben schon des Öfteren darüber diskutiert, wie Sie sich gegenüber unseren Kunden zu verhalten haben.“
„Ja.“
Keine Bewegung im Gesicht, kein erstaunter Blick, völlig ruhig. Schenk sah in Mensony all das, was Gleichgültigkeit zu bedeuten hatte.
„Ja“, er stand auf und ging ans Fenster. Das beruhigte ihn, denn er war kurz davor, Mensony persönlich aus dem vierten Stock zu werfen. „Und sie können sich immer noch nicht denken, warum sie wieder mal hier bei mir sind?“
„Nein.“
Ok, egal, das reicht. Schenk fuhr herum, ging hinter seinem Schreibtisch und stützte sich drohend mit den Händen darauf, beugte sich weit vor. „Nein,“ er erhob die Stimme in dem Maße, wie als Reaktion darauf die Stimmen in den Räumen um ihn herum verstummten. „Nein! Jetzt hören Sie mal, Mensony, ich werde Ihnen das so einfach wie möglich mitteilen. Wir hier sind ein Unternehmen, Ach was, das wissen sie ja.“ Er holte tief Luft. „Weil ich es Ihnen schon tausendmal gesagt habe. Wir haben uns um jeden Kunden so zu kümmern, als wäre es der Letzte auf der Welt.“ Er riss den Ordner mit den Beschwerden hoch. „Aber sie sind nicht fähig, einen Kunden vernünftig zu bedienen. Es ist mittlerweile,“ er fuhr mit den Fingern durch die Blätter, „Ach, ich weiß nicht, ungefähr die fünfzigste Beschwerde gegen sie. Und überall das Gleiche.“ Schenk schlug die Blätter nacheinander auf den Schreibtisch, während er vorlas, seine Stimme überschlug sich fast, rotes Licht hätte seinen Kopf für die Umgebung unsichtbar gemacht. „Herablassend. Ungenau. Unfreundlich. Unfreundlich. Unfreundlich. Herablassend. Fühlte mich verarscht.“ Er warf den Rest hin. „Sagen Sie mal, wissen Sie eigentlich, das ich Sie schon vor langer Zeit hätte hinauswerfen sollen. Was ist los mit Ihnen? Seit Jahren schon,“ er nahm einen Blick in den Ordner mit Mensonys Personalien, „seit fast 12 Jahren sind sie hier beschäftigt. Aber noch niemand hat in der Zeit, egal ob hier oder sonst wo, so viele Beschwerden bekommen, ohne gefeuert worden zu sein. Und ums kurz zu machen.“ Schenk musste Luft holen, Gerald zeigte keine Regung. „Ich gebe ihnen hiermit die aller-, allerletzte Chance. Noch eine Beschwerde und sie fliegen raus. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.“ Er setzte ein Grinsen auf. „Oh ja, ich persönlich sorge dafür, das sie rausfliegen.“
„War das alles?“
Schenk konnte es kaum fassen, wie gleichgültig man mit seinem Schicksal hadern konnte. Er ließ sich in seinen Stuhl fallen, war erschöpft, gab nach.
„Ja, vorerst. Ich werde sie nicht mehr aus den Augen lassen. Es wäre echt besser, wenn sie kündigen würden.“
„Kann ich jetzt an meine Arbeit zurück?“
Ohne ein weiteres Wort verließ Gerald das Büro, er wanderte wie vom Tod gezeichnet über die Flure und tauchte in das Zimmer mit seinem Geruch, der sich über Jahre dort festgesetzt hatte, wieder ein. Er schloss die Tür ab, setzte sich auf seinen Stuhl, zog das Telefonkabel aus der Wandhalterung und starrte aus dem Fenster.
Um den Teich hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Ausländer. Japaner mit lächelndem Gesicht hinter kleinen, feuerzeuggroßen Digicams brabbelten stumm und hantierten und bugsierten, bis auch jeder einzelne mindestens dreimal auf jedem Chip gebannt war. Freude, dachte sich Gerald, was wäre wohl, wenn ich mich über irgendetwas freuen würde. Ist es nicht so, dass diese Welt die Freude mit Vorliebe aus den Menschen saugt und solchen schenkt, die eh schon zuviel davon haben. Wenn ich so

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

grinsen würde, wie die da unten, müsste ich mich permanent übergeben. Die Gruppe beachtete ihn nicht. Über den Platz schob eine junge Mutter einen Kinderwagen mit der einen Hand vor sich her, während sie versuchte, mit der anderen ein etwa fünfjähriges Mädchen bei Schritt zu halten. Sie hielt kurz an, kniete sich zu dem Kind hinab und sagte in stummen Worten Dinge, die Gerald nie mehr berühren würden. Leben, dachte er sich, was wäre, wenn ich Leben geben würde. Ist es nicht besser, wenn sich diese Welt, langsam, aber sicher auf die Apokalypse zusteuernd, ohne ihn oder seine Brut weiterdrehen würde. Wenn ich Leben schenken würde, hätte diese Welt einen weiteren unheilbaren Schaden erlitten. Eigentlich, es huschte ein Hauch
von Zucken über seine Mundwinkel, könnte ich mir schon Gedanken darüber machen. Dann würden sie sehen, was sie davon hätten. Aber die Realität hatte ihm schon vor Jahren den Gedanken an eine Partnerschaft geraubt. Für ihn nicht mehr, da war er sich sicher. Die Mutter und ihre Kinder beachteten ihn nicht.
Es tollten auch ein paar Jugendliche mit Skateboards über die Seitenbegrenzung des Platzes. Gerald ertappte sich dabei, wie er dem vermeintlich beliebten Jungen, eingekeilt von drei Teenies, wünschte, er würde auf das Kopfsteinpflaster fahren und sich die Beine brechen. Aber der Fluch reichte nur aus, um zu bewirken, das sie anhielten und lachten, lachten, lachten. Gerald war sich nicht sicher, ob sie über ihn lachten. Verändern, dachte sich Gerald. Was wäre, wenn ich mich verändern würde. Die alten, schwarzen Sachen ablegen und junge, frische überstreifen. Würde eine Veränderung auch seine Person ändern? Er war erstaunt, überhaupt darüber nachzudenken. Kurz war er tatsächlich jemand anders. Frau, Familie, Freunde, zufriedenstellende Arbeit (vielleicht als Schriftsteller?), ein Betthäschen, ein paar Statussymbole und einmal im Jahr Urlaub auf Mallorca. Ihm drehte sich erneut der Magen um bei dem Gedanken an so ein Leben. Wie sagen die Franzosen? Ich verfluche dich mit dem, was du dir am meisten wünschst? Das war es. Er war sich sicher, das sich so ein Leben erst recht als direktes Ticket in die Hölle erweisen würde. Nein, welcome to reality, so wollte er nicht enden. Dann lieber diese Welt so hinnehmen, wie sie ist. Die Jugendlichen beachteten ihn nicht.
Weiter hinten, ungefähr 200 Meter Luftlinie, sah er einen alten Mann auf einer Parkbank sitzen. Er saß einfach nur da, beachtete den Verkehr, den die Hauptstraße direkt vor ihm veranstaltete, nicht, beachtete nicht die Tauben, die gurrend und plusternd vor seinen Füßen nach dem suchten, was solche Leute gefälligst ihnen zuzuwerfen hatten, beachtete nicht die hübsche Frau in dem gelben Sommerkleid, das an ihm in lieblichem Duft vorbeizog, beachtete lächelnd nichts. Alter, dachte sich Gerald, was wäre, wenn ich alt werden würde. Er hatte schon so oft mit dem Gedanken gespielt, seinen schweren Körper durch die Scheibe vor ihm zu wuchten. Das würde Aufsehen erregen. Alle, vor allen Dingen Schenk, würden sich fragen, warum? Sie würden dastehen, weinend, mit grämendem Blick, sich die Haare raufend zum Himmel schreiend, würden sie sich fragen, immer und immer wieder würden sie fragen, warum? Warum haben wir ihm nicht mehr Beachtung geschenkt, warum haben wir ihn aus unserer Gesellschaft ausgestoßen, warum hatten wir ihn nicht lieb? Er hämmerte mit der Faust auf den Tisch. Alter Mann, schickte er seine Gedanken direkt in die Fresse des Greises, alter Mann, warum grinst du so? Freust du dich über mein Leid. Erfreut es dich, das ich niemals so werde wie du? So zufrieden und eins mit sich selbst, ha? Gerald erstarrte. Der alte Mann beachtete IHN!
Er erwachte aus seinen Gedanken, schüttelte den Frust erst mal beiseite, versuchte seinen Blick zu schärfen, rieb sich die Augen und da sah er tatsächlich, wie der Alte genau auf ihn schaute. Lächelnd, zufrieden, liebend, gütig. Alles sah er in dem Blick, aber das war nicht wichtig. Warum schaute er zu ihm? Schaute er wirklich zu ihm? Es waren ja mindestens 200 Meter? Das kann nicht sein. Bestimmt hat der Alte etwas anderes, etwas reizvolleres, hier irgendwo, zu betrachten, als gerade Gerald. Er stand auf und öffnete das Fenster, steckte den Kopf hinaus und versuchte, zu erkennen, was den alten Mann so faszinierte. Aber ob über oder unter oder seitlich von ihm, nichts war zu erkennen. Kein weiteres Fenster war geöffnet und so nebenbei fiel ihm auf, das die Scheiben ja spiegeln mussten. Also, wirklich, jetzt war es ihm direkt peinlich, gedacht zu haben, das der alte Mann ihn beobachten würde. Er sah noch mal hinüber und wäre nicht verwundert gewesen, wenn der alte Mann inzwischen schon verschwunden gewesen wäre. Aber er saß immer noch da. Und er starrte immer noch auf ihn. Jetzt war sich Gerald beinahe sicher, das der alte Mann ihn beobachtete. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Er musste Gewissheit haben, streckte zögerlich seine rechte Hand in die Höhe und deutete ein Winken an.
„Alles klar, jetzt bist du wirklich kurz vor dem Durchdrehen. Winkst einem Greis zu, obwohl du weißt, das er dich womöglich gar nicht sehen kann“, sagte er zu sich selbst. Der alte Mann reagierte nicht.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Natürlich tut er das nicht.“ Es war ein seltener Moment, aber Gerald musste tatsächlich schmunzeln. Lächeln über seine eigene Dummheit. Er senkte den Arm, ging vom Fenster zurück. Er betrachtete sein Büro, seine Tasche, das Telefon, sein Leben. „Alles klar, du musst dich beherrschen,“ fuhr er das Selbstgespräch fort, „entweder du arbeitest jetzt oder du springst.“ Gerald seufzte, steckte das Telefonkabel wieder in die Buchse, wollte das Fenster schließen. Da durchfuhr es ihn wie ein Blitz. Der alte Mann hatte ebenfalls die Hand gehoben.
Gerald Mensony fühlte die Hitze hochkommen. Sie deutete von Angst, Paranoia, Panik und Wut. Was soll das? Völlig verwirrt legte er sein Jackett ab, ließ den alten Mann nicht mehr aus den Augen. Er knöpfte sich die Ärmel seines Hemds auf und rollte sie hoch, strich sich durch das fettige, dünne Haar, atmete schnell ein und aus. Zu schnell. Er versuchte sich zu ordnen, aber der Moment war zu verwirrend. Was sollte er jetzt tun? Was wollte der Alte von ihm? Er wurde sich seiner Angst bewusst, verschluckte das Gefühl, ließ die Wut durch. Wut war ein gutes Mittel für ihn, Dinge zu regeln. Wut und Gelassenheit, na ja, gelassen auf seine Art. Er schlug sich ins Gesicht, zweimal, dreimal.
„Alles klar!“ Er deutete mit ausgestrecktem Finger auf den Greis und schrie „alles klar, du Wichser. Ich komme jetzt runter zu dir. Ich werde dir dein Grinsen aus deiner verknorpelten Fresse schlagen. Du nicht,“ er bekräftige die Worte mit einem Stossen des Fingers in Richtung des Alten, „du nicht, du Scheißkerl. Na warte.“
Gerald riss die Tür auf, polterte wie eine unhaltbare Lawine durch die Gänge des Gebäudes, schubste unachtsame Menschen aus dem Weg, doch die meisten wichen von selbst vor dem Koloss zurück. Er wuchtete sich durch die Menge im Foyer, wobei er die Flüche und Verwünschungen, die er auf seiner Fahrt erntete, ignorierte. Ihr werdet schon sehen, dachte er sich, ich werde am Ende der Held sein. Ich werde der König des Tages sein, weil ich euren Arsch vor diesem alten Wichser gerettet habe. Oh ja, hallte es laut wie von einem Megaphon durch seinen Kopf, oh ja, ihr werdet mir noch dankbar sein.
Die große Eingangspforte riss fast aus den Angeln, als Mensony sie aufstieß. Begleitet von einem Schwall aus wütenden Worten tauchte er aus dem Dunkel auf und verschreckte die Gruppe Japaner. Die sprangen zur Seite und ließen dem Behemot eine Lücke. Die Jugendlichen stießen sich gegenseitig in die Rippen und deuteten auf das Schlachtschiff in weißem Hemd und schwarzen, fleckigen Hosen. Die Mutter zog ihr Kind zur Seite, und es fing bei Geralds Anblick an, zu schlucken und zu schluchzen.
„Psst,“ machte die Mutter, „das ist kein böser Mann, Judy.“ Gerald nahm in seiner Sammlung böser Blicke einen weiteren auf, aber das störte ihn nicht. Was ihn störte, war dieser Mensch vor ihm auf der Parkbank. Der hatte mittlerweile den Arm wieder gesenkt, starrte aber unvermindert lächelnd auf Gerald Mensonys Marsch.
Als Gerald sich in Hörweite wähnte, er hoffte es zumindest, da er noch die Hauptstraße zwischen sich und dem anderen hatte, fing er an, zu schreien. „Hey.“ Der Alte zeigte keine Regung. „Hey, du, ja genau, du.“ Das hätte er sich sparen können, da er eh schon die Aufmerksamkeit des Greisen hatte. „Was ist dein Problem. Sieh zu, das du Land gewinnst, oder du wirst nirgends wo mehr hingehen.“ Gerald stampfte mit großen Schritten näher, aber je deutlicher er das Gesicht des alten Mannes sehen konnte, desto schwerer und wärmer wurden ihm die Beine. Was war los? Was stimmte hier nicht? Das war nicht nur irgendein alter Mann, oder? Wirre Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Hier war einiges nicht in Ordnung, doch bevor er sich wieder sammeln konnte, dröhnte ein LKW langsam vorbei und raubte ihm für ein paar Sekunden die Sicht. Gleich darauf folgten zwei Linienbusse, aber zwischen den Lücken konnte er genügsam feststellen, das der alte Mann keine Anstalten machte, zu fliehen.
Alles klar, du hast es so gewollt. Gerald blieb direkt vor der Straße stehen und wartete den zweiten Bus ab. Als der vorüber war, warf er einen Blick nach rechts. Gut, kein Verkehr. Er ging auf die Straße und fixierte den lächelnden Greis. Gerald war noch keine drei Schritte in die Straße gegangen, da hielt er schockiert an. Er wäre beinahe gestolpert, als er realisierte, wer da auf der Parkbank saß.
„Nein,“ flüsterte er, „das kann nicht sein.“ Der Greis zog die Augenbrauen hoch und öffnete den Mund, um ihm ein strahlendes, zufriedenes Lächeln zu schicken. Geralds Füße waren wie festgefroren, die Welt um ihn herum wurde dunkler. Der Fokus lag auf das Gesicht des Greisen. „Nein“ rief er. Er versuchte, die Arme hochzureißen, um den Blick zu verbergen, aber sie hingen ihm wie Blei vom Leib. „Das ist nicht wahr.“ Er schrie und blickte in sein eigenes Antlitz. Auf der Bank saß er selbst, in hohem Alter. „Das ist nicht wahr. Was willst du von mir?“
Der alte Mann lächelte nur und sagte nichts zu Gerald, der verzweifelt in seinem Kopf nach einer logischen Erklärung fahndete, aber nichts vorfand. „Was willst du? Sag es?“ Seine Stimmbänder würden

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

angesichts der Belastung bald kapitulieren. Die Worte kamen in verschiedenen disharmonischen Tonhöhen aus seinem Mund. Der alte Mann sagte nichts. Lächeln, dachte sich Gerald, er lächelt.
Er hob noch mal seine Stimme an. „Willst du, das ich lächle? Willst du das? Soll ich lachen, ha? Sag es mir. Ich sage dir,
es gibt nichts zu lachen, es wird niemals in meinem Leben etwas geben, das mich noch glücklich machen könnte. Was soll das? Du..Ich..Du sitzt hier und lachst? Kannst du mir verraten, was denn so komisch an diesem Scheißleben sein soll? Ein Lachen, meinst du? Ich soll endlich Lachen? Niemals. Nie und nimmer wird über diese Lippen ein Lachen kommen, hörst du?“ Jetzt setzte die Stimme fast endgültig aus. Ein letztes Aufbäumen legte ein Kreischen über die Straße. „Hörst du, alter Mann? Niemals!“
Das waren die letzten Worte Gerald Mensonys, bevor er von einem 40-Tonner mit fast 60 Sachen überrollt und bis zur Unkenntlichkeit von dessen rechten Vorderreifen inklusive Aufhängung verstümmelt wurde. Die Leiche hing unter dem Laster und malte eine meterlange blutdurchtränkte Spur auf die Fahrbahn. Als die Polizei später den Fahrer vernahm, sagte der, wohl noch unter Schock stehend, aus, das er einen alten Mann gesehen hätte, der zu der Leiche ging, ihr die Augen schloss, sie küsste und dann zum Himmel schwebte. Mit einem gütigen, glücklichem Lächeln entschwebte der alte Mann, wurde durchsichtig und verschwand. Der Fahrer berichtete, als er das Lachen auf den Lippen des Mannes sah, das er eine Stimme in seinem Kopf hörte. Es war die Stimme des alten Mannes, der sagte „es hätte ein schönes Leben sein können“. Und er hatte ein warmes Gefühl im Herzen. Dieses Gefühl war bestimmt Liebe. Ach, er wünschte sich, noch einmal den alten Mann sehen zu können.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Claires Teeparty

Chaos. Das war das Wort, welches am besten geeignet für den momentanen Zustand in der Evergreen Street war. Die Vorort-Siedlung war eine friedliche Gegend, sauber, rein, brav. Breite Straßen legten sich im Fächermuster über die grünen Hügel North Cornwalls, akkurat geschnittene Hecken trennten pastellfarbene Einfamilienhäuser, alle auf die selbe Höhe gestutzt wie die Rasenflächen in sattem Grün mit kleinen weißen Schildchen („Dies ist kein Hundeklo“) oder kleinen weißen Zäunchen, die nicht zur Abwehr von Einbrechern gedacht waren. Die Security Guards bewachten das eingezäunte Viertel und sorgten dafür, dass unerwünschte Gestalten, Tag wie Nacht, den Frieden der reichen Bewohner mit ihren Swimmingpools, schweren, teueren Wagen und lächelndem Vorzeigecharme nicht störten. So einfach allerdings die Abwehr von außen war, mit einer derartigen Störung des Friedens in der Siedlung waren sie im ersten Moment völlig überfordert und machtlos. Es waren ja schließlich Kinder. Doch keiner konnte rausfinden, wie es diesen Kindern gelang, in die Siedlung mit ihrer perfekten Überwachung einzudringen. Sie waren einfach nur da und brachten das Chaos mit sich.
Das Mädchen, welches momentan die Leute in der Evergreen Street in Atem hielt, tauchte genau so urplötzlich auf wie die anderen drei vor ihr. Alles Mädchen. Alle ungefähr im selben Alter von 14 Jahren. Mädchen, denen nichts daran gelegen sein sollte, so negativ auffallend und peinlich auf sich aufmerksam zu machen. Mädchen, die zur Schule gingen, mittags und nachmittags im Einkaufszentrum „Sandies“ abhängten und mit Jungs flirten sollten, während sie dabei verlegen an der Ein-Dollar-Eistüte von „Marcellos“ naschten und kicherten. Mädchen, auf der Suche nach Stil, Einstellung, Erfahrung und wenn es denn sein musste, einen Selbstfindungstrip mit Drogen und Alkohol (natürlich immer nur so viel, das man davon nicht abhängig wurde).
Im Grunde genommen waren sie normale Mädchen. So wie sie ihre Eltern niemals haben wollten, aber eine konsequente Fortsetzung von Lebensidealen und –vorstellungen auf die nächste Generation waren.
So wie Sophie Collins, die fasziniert das fremde Mädchen in der Evergreen Street beobachtete. Möglichst weit weg beobachtete. Nicht auszudenken, wie peinlich das wäre, wenn die Verrückte sich an ihrer Seite zeigen würde. Sophie warf einen Blick die Straße hinab und stellte zufrieden zweierlei fest: Erstens hatte sie einen wirklich guten Blick auf das Schauspiel im Vorgarten drei Häuser weiter, da sie auf der Veranda des Hauses ihrer Eltern saß und über die Köpfe der Schaulustigen, bestehend aus Nachbarn und einem Security Guard, der mit ruderndem Arm in sein Funkgerät brabbelte, blicken konnte. Zweitens war weit und breit keine ihrer Freundinnen zu sehen und somit hatte sie die Exklusivrechte an der Story mit der Verrückten. Sobald sich das Schauspiel dem Ende zuneigen sollte, wird Sophie telefonieren und erzählen, telefonieren und erzählen, telefonieren..
„Hallo, Sophie.“
Sie schreckte hoch, hielt die Luft an, sah das Gesicht der Stimme und fiel beinahe rückwärts auf die Bodenbretter. „Mensch, Claire. Musst du mich so erschrecken.“
Völlig unbeeindruckt von der wütenden Sophie streckte Claire ihren Hals und beobachtete das nunmehr hysterisch schreiende Mädchen drei Häuser weiter. „Wieder eine,“ kam ihr als Antwort über die Lippen. Sophie behielt die Fassung und setzte sich wieder auf die Treppe. „Ja, und wieder eine völlig Fremde.“
Das Phänomen der Mädchen, die plötzlich aus dem Nichts auftauchten, nahm vor etwa fünf Wochen seinen Lauf. Es begann mit einer blondhaarigen, relativ hübschen, etwas dünnen Teenagerin, die eines mittags vor dem Haus der Stewarts auftauchte, den Vorgarten in Beschlag nahm und brüllte und schrie, was das Zeug hielt. Sofort hatte sie neben Mrs. Stewart und ihren kleinen, fünfjährigen Sohn auch die Aufmerksamkeit der ganzen Straße. Die arme Mrs. Stewart, so erzählte man sich, war völlig verstört angesichts der Tatsache, das da ein Mädchen auftauchte und von sich behauptete, ihre Tochter zu sein. Die Blonde kam, so mir nichts dir nichts, in das Haus, warf ihre Tasche auf einen Hocker in der Küche und sagte, völlig normal und frech „Tag, Mum, was gibt’s zum Essen?“ Mrs. Stewart fiel der Kochlöffel aus der Hand vor Schreck. Es war zwar üblich, das gerade in dieser Siedlung kaum jemand die Haustür absperrte, da sich immer wieder die freundlichen Nachbarn gegenseitig besuchten. Nicht üblich war es allerdings, in fremde Häuser zu marschieren und Leute zu erschrecken. Im ersten Moment dachte Mrs. Stewart an einen ganz üblen Scherz. Als das Mädchen allerdings nach mehrmaliger Aufforderung nicht verschwinden wollte, griff Mrs. Stewart, jetzt von Angst übermannt, zu einem langen, scharfen Küchenmesser und vertrieb das Mädchen, sperrte ab, nachdem sie erst panisch nach dem Schlüssel

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

suchen musste, und zog die Vorhänge zu, da der Teenie keine Anstalten machte, auch von ihrem Vorgarten zu verschwinden. Im Gegenteil, der Horror begann jetzt erst. Das Mädchen versuchte natürlich, durch den Garten in das Haus zu gelangen. Nachdem der Versuch misslang, fing sie an, gegen die Haustür zu hämmern, während sie zunehmend lauter und hysterischer, ganz in Tränen aufgelöst, nach ihrer angeblichen Mutter rief. Beinahe konnte man glauben, Mrs. Stewart sei tatsächlich ihre Mutter, so herzzerreißend und traurig schrie das Mädchen immer wieder „Mum. Lass mich rein. Mum. Was soll das? Mum. Hast du mich nicht mehr lieb? Mum, Mum, Mum.“ Doch Mrs. Stewart hatte nie eine Tochter. Der Sohn, Bobby, fing ebenfalls zu weinen an und Mrs. Stewart blieb nichts anderes übrig, als ihren Mann und die Polizei zu verständigen.
Als Carl Stewart mit seinem Mercedes eintraf, war schon eine beträchtliche Menge Schaulustiger versammelt. Das Mädchen hatte teils selbst dafür gesorgt, indem sie die Straße entlang lief und jeden ansprach bzw. aus dem Haus klingelte. Sie behauptete felsenfest, Dorothy Stewart zu sein. Jeden in der Straße kannte sie mit Namen, was dem Schauspiel eine zusätzliche Portion Mystisches verlieh. Die meisten kratzten sich am Kopf, versuchten angestrengt, sich an den Namen Dorothy Stewart zu erinnern, aber es lief immer wieder auf das selbe hinaus: Die Fremde blieb fremd. Keiner kannte sie. Bei einigen wurde sie sogar handgreiflich, trommelte mit ihren Fäusten gegen die Schultern von Jimmy Denver, der sie angeblich entjungfert hätte („das würde ich wissen, Missy“), riss Mary Garding das Handy aus der Hand und wollte ihr zeigen, das ihr Name und Nummer in dem Telefon gespeichert waren („Ich würde niemals von so einer Irren die Telefonnummer in meinem Handy haben“). Resigniert zog sie wieder vor das Haus der Stewarts und rief, wenn dem so sei, dann wäre nichts Persönliches von ihr in dem Haus und fing an, mit Steinen die Fensterscheiben zu zertrümmern, um sich so Einlass zu verschaffen und die Leute vom Gegenteil zu überzeugen. In dem Moment kam Carl Stewart nach Hause, drängelte sich durch die Menschen und stellte zu seiner Erleichterung fest, das auch die Polizei schon im Anmarsch war.
„Daddy,“ rief das Mädchen, als sie Carl sah, „Daddy, Gott sei Dank, sag Mum und allen anderen hier, wer ich bin.“ Sie lief auf ihn zu, brach in Tränen aus und wollte ihn umarmen. Aber Carl hatte ebenfalls noch nie das Mädchen gesehen und hielt sie auf, hielt sie fest. Mit entsetztem Blick warf sich das Mädchen hin und her, wollte sich losreißen, wollte weglaufen. Die angebliche Dorothy Stewart wurde unter den Augen Dutzender Schaulustiger von zwei Polizisten weggebracht. Als die Stewarts zu dem Vorfall von Chief Roddick verhört wurden und die Sprache auf das vermeintliche Zimmer des Mädchens kam, stellte sich heraus, das da, wo Dorothy behauptet hatte, ihr Kinderzimmer zu haben, eine Gerümpelkammer war. Der Name Dorothy Stewart war niemanden, auch nicht Mr. Reid, dem Rektor der Highschool, in der sie angeblich ging, bekannt. Es war tatsächlich so, das dieses Mädchen aus heiterem Himmel auftauchte und genau so schnell wieder verschwand. Die Polizei konnte nichts aus ihr heraus kriegen, was auf die Identität des Mädchens hindeutete, noch herausfinden, ob sie vielleicht unter den vermissten Mädchen in der Datenbank der Zentrale war. Es war unglaublich, aber dieses Mädchen hatte keine Herkunft, keine Papiere (in dem Rucksack des Mädchens fanden sich nur ein paar Schulbücher, die man in jedem Buchladen kaufen konnte), keinen Hinweis auf nichts. Sie war einfach nur da. Nachdem die Polizei ihre Arbeit getan hatte, kam das Mädchen mit dem Namen Dorothy „Kansas“ (so wurde sie von Roddick getauft) in die geschlossene psychiatrische Anstalt „Highfield“. Dort verlor sich ihre Spur, da nur „Angehörige“ Zutritt zu dem Anwesen hatten. Es gab jedoch das Gerücht, das die Mädchen, Dorothy und die zwei nach ihr, Mandy und Carla (ebenfalls „Kansas“ mit Nachnamen, laut Roddick) auf noch ungeklärte Weise aus dem Sanatorium entkommen sind.
Und nachdem sich in so oder ähnlicher Folge die Vorfälle mit den anderen beiden Mädchen wiederholt hatten, war jeder gespannt auf die nächste Folge dieser Wahnsinns-Serie. Mandy, die Zweite, war ein ebenfalls blondes Mädchen, das behauptete, die Tochter der Sisslers zu sein. Carla nannte sich Young und terrorisierte die gleichnamige Familie eine geschlagene Stunde, bevor die rothaarige, in Cheerleader-Klamotten gekleidete, Verrückte von der Polizei abgeholt wurde.
„Ich glaube, ich habe sie schon mal irgendwo gesehen.“ Claire war ganz fasziniert von dem Theater, dass die Neue veranstaltete.
„Ach. Plötzlich findet sich doch jemand, der die Irre kennt.“ Sophie spottete, aber Spott machte Claire nichts aus. Sie war es gewohnt, als Sonderling behandelt zu werden. „Wie kommt es, das ausgerechnet du diese Fremde kennst? Ach ja, wahrscheinlich seid ihr beide aus dem selben Land „Komischstan“ oder „Hässlichstan“ oder „Blödistan“?“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

Claire blieb völlig unbeeindruckt und beachtete Sophie nicht. Schon seltsam, dachte sich Sophie, sie hat immer die gleichen Fummel an. Eigentlich müsste sie zum Himmel stinken. Aber ich rieche an ihr nur Rosenduft. Sogar sehr schönen und betörenden Rosenduft.
Während die Fremde nun, ebenso wie ihre Vorgängerinnen, damit begann, das Haus mit Steinen zu bewerfen, war Sophie fasziniert abgelenkt von der seltsamen Claire. Sie ging in die selbe Klasse wie Sophie, aber im Gegenteil zu ihr war Claire ein wahrhafter Sonderling und Außenseiter. Sie trug immer diese Zöpfe, die ihr langes, blond-gelbliches Haar gezähmt hielten und ihre Mutter wusste offenbar nichts von trendiger Mode a la „Gap“ oder „Mary-kateandashley“. Angezogen war sie mit einem kleinkarierten weiß-grauem Hemd, über den sie einen grünen Polunder trug, dazu einen grauen, knielangen Rock und weiße Strümpfe mit schwarzen Halbschuhen. Das Erscheinungsbild Claires war, abgerundet mit der Brille und einer Zahnspange, mindestens so gruselig wie die Verrückte drei Häuser weiter. Aber am seltsamsten war dieser Duft von Rosen. Man erwartete es oder noch besser: Solche Menschen wie Claire waren geradezu verpflichtet, nach Mottenkugeln und Moder, gepaart mit Schweiß, zu riechen. Aber Claire hatte immer diesen betörend süßlichen Geruch an sich. Das machte sie aber nicht beliebter, im Gegenteil: Je sonderbarer sich solche Kids benahmen, und sei es auch der Duft, der einfach nicht zu ihr passte, desto unangenehmer wurde es für sie in der Wildnis der Jugend. Sie wurde gehänselt mit Namen wie „Dornengestrüpp“ oder „Stinker“ anstelle von „Monsterfresse“ oder „Vierauge“. Wenn Kids wollten, fanden sie immer etwas, um Sonderlinge treffend zu umschreiben.
Das Claire es überhaupt wagen durfte, sich hier neben Sophie auf ihre Veranda zu stellen, konnte nur daran legen, dass alle Aufmerksamkeit momentan der Fremden die Straße rauf galt.
„Wie nennt sie sich.“ Claire setzte sich neben Sophie, die sofort für den richtigen Abstand sorgte, indem sie selbst aufstand und sich in den Schaukelstuhl ihres Vaters verzog.
„Lisa.“ Sophie stellte zufrieden fest, das Claire ihre Position akzeptierte. „Lisa Wright. Mrs. Wright wäre beinahe mit einem Besen auf das Mädchen losgegangen. Die ist kurz vor dem Durchdrehen.“
„Die Arme. Sie hat bestimmt eine Riesenangst.“ Claire untersuchte ihre Fingernägel nach schwarzen Klümpchen.
„Meinst du jetzt die Verrückte oder Mrs. Wright?“
„Ich meine Lisa,“ sagte sie ganz in ihre Finger vertieft, „wenn sie denn so heißt.“
„Weißt du, was mich das interessiert?“ Sophie konnte sich nicht erklären, wieso Claire Mitgefühl mit dem Mädchen hatte. Sie beugte sich vor. „Einen Sack voll Pfurze interessiert mich das“ sagte sie herablassend. „Die hat das Irrenhaus genau so verdient wie die anderen auch. Wo kommen wir dahin, wenn jeder frei rumlaufen und irgendwelches irres Zeug von sich geben könnte?“ Sophie blitzte auf den grünen Rücken des Polunders und fügte leise hinzu „Es laufen sowieso schon genug Irre frei rum.“
„Was?“ Claire schreckte hoch, als wäre sie aus einem Gedanken gerissen worden, der ihr schwer auf der Seele lag.
„Was hast du gesagt?“
„Ach, nichts.“ Sophie winkte ab und lächelte in sich hinein. Wenn sie Lisa ins Irrenhaus fahren, könnten sie Claire doch am besten auch gleich mitnehmen, dachte sie sich, als der weiß-blaue Einsatzwagen des Cornwall-Police-Departments an ihnen vorbei zog und die Menge auseinander hupte.
„Wie kommt es eigentlich, dass du nie zu meinen Teepartys kommst?“
Völlig ernsten Blickes musterte Claire die beliebteste Schülerin der Jahrgangsstufe. Sophie war entsetzt. Sie konnte es nicht fassen, was sie da gerade gehört hatte. Alleine der Gedanke, mit Claire und womöglich ihrer Mutter sowie ein paar seltsamen Freunden oder Verwandten eine „Teeparty“ zu veranstalten, brachte ihre schlimmsten Alpträume zum Verstummen. Die einzige Antwort, die ihr einfiel, war ein schockierter Blick.
„Du brauchst mir nicht zu antworten. Ich habe mich nur gefragt, warum du und die anderen es nicht ausstehen können, mit mir zu spielen.“
Jetzt ging sie zu weit.
„Niemals hat irgendjemand von uns gesagt, er würde mit dir nicht spielen wollen. Aber hey, wir sind mittlerweile etwas aus dem Puppen und Teeparty – Alter rausgewachsen, meinst du nicht?“
Sophie erntete auf diesen Spruch eine weinende, schluchzende Antwort. Claire versuchte, gefasst zu klingen, es gelang ihr aber nur bedingt. „Jedes mal, egal wen ich frage, immer wieder, bekomme ich die selbe Antwort.“
Sie drehte sich zu ihr und Sophie konnte diesen Augen, diesen hellblauen Augen nicht ausweichen.

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

„Immer wieder sagt ihr dasselbe: Wir sind zu alt, wir spielen nicht mehr.“
Claire wischte sich die Tränen ab und stand auf. Ihre Stimme klang gereizter, wütender. Die Augen bannten Sophie.
„Wir können heute nicht, morgen nicht, niemals nicht. Und alles nur Ausreden.“
Sie machte einen Schritt auf Sophie zu.
„Claire. He.“ Sie konnte einfach nicht von diesen Augen ablassen. „Was willst du? Bleib cool. Ich habe doch nur gesagt..."
„DU.“ Claire hob ihre linke Hand. „Du hast das gesagt, was alle sagen. Nur ausgesprochen hast du es nicht.“
Im Garten der Wrights mit der Verrückten spielten sich tumultartige Szenen ab, als die Polizisten versuchten, das Mädchen einzufangen. Mit Verstärkung seitens der Anwohner brauchten sie nicht zu rechnen. Keiner wollte diesem Mädchen zu nahe kommen.
„Du sagst“ - Claire hob ihre Stimme - „du möchtest nicht mit mir spielen? Aber ich weiß, was du, was alle, wirklich sagen. Mit Claire spielen, o Gott, neiiiin. Doch nicht mit der. Die ist doch völlig abartig, unreif und bestimmt total einfältig, mh?“
Sie baute sich vor ihr auf und hielt immer noch ihren Arm ausgestreckt vor sich, deutete mit dem Finger auf Sophie, die sich immer tiefer in den Schaukelstuhl vergrub.
„Sag was!“
„Was willst du von mir, Claire? Ja, du hast Recht. Keiner will mit dir spielen. Du bist nichts. Du bist ein Außenseiter, ein Niemand, eine Null, eine Verliererin.“
Claire hielt inne und Sophie verspürte eine Chance, die bedrohende Situation mit Klugheit und Charme zu meistern. Die Polizisten hielten die völlig hysterische Lisa am Boden. Ihre Schreie waren im ganzen Viertel zu hören.
„Jetzt beruhige dich wieder. Ich könnte ja mal in meinem Planer nachschauen, ob ich nicht doch mal Zeit hätte, zu einer deiner Teepartys zu kommen.“
Die Augen! Sophie konnte einfach nicht von diesen Augen lassen. Claires Stimme erschien ihr jetzt wie von der anderen Straßenseite. Was war das? Wieso wurde ihr so schummrig? Immer noch deutete der Finger auf sie. Claire tat einen Schritt vorwärts und Sophie lies es zu, dass der Finger sie an der Stirn berührte.
Völlig ruhig und freundlich sagte Claire „Ohh, du wirst kommen. Letztendlich kommen doch alle zu meiner Teeparty. Und weißt du was?“
Sophie brachte sich nicht mehr unter Kontrolle. Sie stand völlig im Bann des Mädchens. Monoton brachte sie heraus „was, Claire?“
„Die anderen freuen sich auch schon auf dich. Dorothy, Mandy und Carla. Die sind schon da und, Ach ja.“ Sie ließ mit dem Finger von ihrer Stirn ab und deutete die Straße rauf. Sophies Blick folgte der ausgestreckten Hand. „Lisa. Die wird auch kommen. Vielleicht schon morgen. Vielleicht erst in ein paar Tagen. Aber letztendlich kommen sie alle zu meiner Teeparty. Und du?“
Sie lächelte Sophie gütig ins Gesicht, drehte auf dem Absatz und hüpfte vergnügt die Treppe von der Veranda hinab. Im selben Augenblick fuhr der Dienstwagen der Polizei mit Lisa auf dem Rücksitz hinter ihr vorbei. Lisa starrte Sophie lächelnd an und winkte!
„Du wirst auch kommen! Bis dann!“ Claire blieb kurz stehen, warf Sophie einen Handkuss zu, blinzelte mit ihren wunderschönen, hellblauen Augen und trottete summend die Straße hinauf.
Sophie schüttelte sich am ganzen Leib, riss ihren Blick von der, nein, von den zwei Verrückten. Die eine auf der Straße und die andere im Wagen. Sie versuchte sich zu sammeln, wurde aber das merkwürdige Gefühl nicht los, das gerade eben etwas Magisches geschehen war.
Was war das, dachte sie sich. Wieso hat sie mich an der Stirn berührt. Die ist doch verrückt. Sie versuchte zu lachen, aber ein mulmiges Gefühl blieb zurück.
„Das wird noch ein Nachspiel haben, du Irre“ rief sie Claire hinterher, aber war sich nicht sicher, ob sie noch gehört wurde. „Das wird noch ein Nachspiel haben. Ich werde es allen erzählen, wie verrückt du wirklich bist.“
Sophie öffnete die Tür ins Haus und ging zum Telefon. Sie würde alle anrufen, sogar die Typen, mit denen sie sonst nie reden würde. Allen würde sie erzählen, dass sie sich ja von Claire fern halten sollten. Die ist doch nicht mehr bei Trost. Jetzt wird sie auch noch handgreiflich. Sie hat sie eindeutig angegriffen. Noch während sie überlegte, ob es ausreichen würde, die Irre wegen Belästigung dran zu

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.

kriegen, kam ihr Vater die Treppe hinab.
„Hey, Dad. Du wirst nicht glauben, was mir gerade passiert ist!“
Mr. Collins hielt auf halber Strecke die Treppe hinab entsetzt inne, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an.
„Wer bist du?“
„Dad? Was meinst du?“
„Raus aus meinem Haus.“

Text copyright 2013 by Christian Ertl . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich für den Inhalt ist der Autor.